

Kunersdorf

am 12ten August 1759.

Von

Werner Hahn,

Verfasser der Volksschriften: „Friedrich, der Erste König in Preußen; Hans Joachim von Zieten" 2c.

Mit einem Titelbilde und 4 Plänen.

Berlin, 1852.

Verlag der Deckerschen Geheimen Ober-Hofbuchdruckerei.

Inhalt.

Erster Abschnitt.

Vor der Schlacht.

Zweiter Abschnitt.

Die Schlacht.

Dritter Abschnitt.

Nach der Schlacht.

Kunersdorf,

am 12ten August 1759.

Erster Abschnitt.

Vor der Schlacht.

Friedrich der Große an Maria Theresia.

Als unser König den zweiten Feldzug des siebenjährigen Krieges siegreich beendet hatte und im Winter die Schwerter von der Arbeit ruhten, griff er zur Feder und schrieb an die Gemahlin des Deutschen Kaisers, Maria Theresia, an seine Feindin, einen Brief. Darin setzte er ihr die Lage des Krieges deutlich auseinander, hielt ihr das Glück seiner Waffen, wie die Zweifelhaftigkeit ihrer Bundesgenossen klar vor Augen und gab ihr zum Schluß Folgendes zu bedenken:

„Ueberlegen Sie wohl, meine theure Cousine,“ hieß es wörtlich, „und lernen Sie einsehen, wem Sie vertrauen.

„Sie stürzen Ihre Lande ins Verderben, an der Vergießung so vielen Blutes sind Sie Schuld, — und den können Sie doch nicht überwinden, der, wenn Sie ihn zum Freunde haben wollten, wie er Ihr naher Verwandter ist, mit Ihnen die ganze Welt hätte zittern machen können.

„Ich schreibe dies aus dem Innersten meines Herzens und wünsche, daß es Eindruck macht.

„Wollen Sie aber die Sache aufs äußerste treiben, so werde ich Alles versuchen, was meine Kräfte gestatten. Und ich versichere, daß ich in Ihnen ungern eine Fürstin untergehen sehe, welche die Bewunderung der ganzen Welt verdient.

„Wenn freilich Ihre Bundesgenossen Ihnen so beistehen, wie es ihre Schuldigkeit ist, so sehe ich voraus, daß es um mich gethan sein wird. Doch werde ich keine Schande davon haben; vielmehr wird es in der Geschichte mir zum Ruhme gereichen, daß ich zweien Kaiserinnen und dreien Königen Widerstand zu leisten wußte.“

So lautete der Brief. — „Zweien Kaiserinnen und dreien Königen“ heißt es darin. Denn allerdings hatte Maria Theresia sich mit der Kaiserin von Rußland, Elisabeth, ferner mit Ludwig, dem Könige von Frankreich, mit August, dem Könige von Polen, der zugleich Kurfürst von Sachsen war, und endlich mit Adolph Friedrich, dem Könige von Schweden verbunden.

Das Jahr 1758.

Die Kaiserin Maria Theresia schmeichelte sich bessere Gedanken zu haben, als unser König ihr wünschte. Und die Erfolge des kommenden Jahres rechtfertigten ihr Beharren am Kriege ganz und gar.

Denn den Frühling des Jahres 1758 verloren die Preußen in erfolglosen Anstrengungen vor der mährischen Hauptstadt Olmütz; den Sommer machten die Russen bei Zorndorf, wenn auch geschlagen, dem Könige sehr kostbar; und im nebligen Herbst spielte der Oestreicher, der Feldmarschall Daun, unserm Könige bei Hochkirch den „glupschen Streich“: er überfiel mit seinen Scharen, wie eine Mord- und Räuberbande, in Nacht und Dunkel das preußische Lager.

Als das Jahr zu Ende ging, hohnlachten die Feinde der Preußen überall. Und unser König selbst verbarg sich das Mißliche seiner Lage am wenigsten.

Friedrich der Große im Frühjahr 1759.

Drei Kriegsjahre gegen fünf mächtige Feinde hatten den König von Preußen so mitgenommen, daß zu seiner sonstigen kühnen Gewohnheit, die Feinde mit Angriffen zu überraschen, ihm alle Kräfte fehlten. Er konnte seit dem Frühjahr 1759 nur auf Vertheidigung sinnen.

Aber die bloße Uebermacht seiner Feinde war es nicht, was ihm am Herzen fraß.

„Man scheint in diesem Kriege," schreibt er an Einen seiner näheren Vertrauten, „alles rechtliche Betragen und alles Wohlverfahren zu vergessen. Die gebildetsten Nationen führen Krieg, wie die wilden Thiere. Ich schäme mich der Menschheit und erröthe für das Jahrhundert. Lassen Sie uns die Wahrheit gestehen: Wissenschaften und Künste verbreiten sich nur unter die kleinere Zahl; der große Haufe, der Pöbel im Volk, wie unter dem Adel, bleibt, wozu ihn die Natur geschaffen hat, ein Haufe wilder Thiere."

„Wie ein Stachelschwein," schreibt der König, „komme ich mir vor, das alle seine Stacheln emporsträubt und sich damit vertheidigt. Von all seinen Kräften muß man Gebrauch machen; und daß — diesen Feinden gegenüber — die meinigen gut sind, behaupte ich eben nicht."

Allmälig, im Mai, als die Eröffnung des Krieges näher bevorstand, schreibt er bedenklicher und ernster, trauriger und verstimmter.

„Meine Aufgabe," so schreibt er von seinem Feldlager in Schlesien aus, „wird schwer zu erfüllen sein. Der Feind, der mir in Schlesien gegenüber steht, zählt 90,000 Mann und ich habe zum Widerstand nicht mehr als 50,000. Die Noth wird sich erst fühlbar machen, wenn der Feldzug im Gange ist; es

wird viel Geschick, Kunst und Muth erforderlich sein, uns aus der Gefahr herauszureißen, die uns bedroht.

„Wie aber Alles auch kommen mag: die Grundsätze meiner Seele werden nicht erschüttert werden."

Zutraulich und mit unverfälschten Worten läßt sich der König weitläuftiger gegen seinen Freund, den Marquis d'Argens aus.

„Die Menge ist noch immer geblendet über mich. In der Ferne mag meine Lage auch einigen Glanz zeigen. Aber wenn Sie sich näherten, mein lieber Marquis, würden Sie nichts als einen dicken undurchdringlichen Rauch finden.

„Ob es ein Sanssouci giebt, weiß ich kaum noch; jedenfalls paßt der Name „Sorgenfrei" nicht für mich. Ich bin alt, traurig, voll Schwermuth. Von Zeit zu Zeit blitzt meine gute Laune noch einmal auf; aber es sind Funken, die erlöschen, da die Gluth fehlt, sie zu unterhalten; es sind Blitze, die aus nächtlichen Gewitterwolken hervorbrechen.

„Ich spreche aufrichtig mit Ihnen. Würden Sie mich sehen, Sie würden keine Spur von dem, was ich früher war, wieder erkennen. Sie würden einen alten Mann sehen, dessen Haar grau wird, dem die Hälfte der Zähne fehlt, dem Heiterkeit, Feuer, Einbildungskraft mangeln.

„Dies sind die Wirkungen, nicht sowohl der Jahre, als der Sorgen. Sie geben mir gerade die Stimmung, die ein Mensch haben muß, der sich auf Leben und Tod schlagen soll. Gleichgiltig gegen das Leben, wie ich bin, schlägt man sich muthiger und verläßt diesen Aufenthalt ohne Bedauern."

Wenige Tage vorher hatte der König ähnlich so und fast noch trauriger geschrieben.

„Die Anstrengung, womit ich auf meine Manöver sinne, verschlingt alle Kräfte meines Geistes. Die Maschine fängt an, aus dem Gange zu kommen; mein Körper ist abgenutzt, mein

Geist erlischt, meine Kräfte verlassen mich. Nur die Ehre spricht noch, und ich denke und handle durch sie. Nichts als das Grab paßt für mich, das die abgenützten Reste eines Menschen aufnehmen mag, der Sie geliebt hat und bis zum letzten Athemzuge lieben wird."

Der Marquis d'Argens hatte viel Mühe und doch gelang es ihm nicht, den Muth des Königs ein wenig zu beleben.

In einem andern Briefe schreibt er: „Was in diesem Jahre mein Schicksal sein wird, weiß ich nicht. Im Fall eines Unglücks empfehle ich mich ihrem Gebet und erbitte von Ihnen eine Messe, um meine Seele aus dem Fegefeuer zu erlösen, wenn es anders in jener Welt eins giebt, das schlimmer ist, als das Leben, das ich in dieser führe."

Dies war die verhängnißvolle Stimmung, die den König im Mai des Jahres beherrschte, aus dessen Verlauf wir die Schlacht von Kunersdorf wie ein Trauerspiel in allen seinen Aufzügen und Scenen erzählen wollen.

Die Russen rücken vor.

In Schlesien standen dem Könige, wie er in jenen Briefen schreibt, 90,000 Mann gegenüber, fast noch einmal so viel als wie er selbst befehligte. Doch der Hauptfeind des Jahres waren die Oestreicher nicht.

Von Osten wälzten sich die Russen in großen Scharen; Graf Soltikow, der General en chef, führte sie. Ueber die dunkeln trüben Wogen der Weichsel, auf mehren Wegen, drangen sie durch das neutrale Land des Königreichs Polen frei und ungehindert vor und sammelten sich allmälig in der Gegend von Posen.

Jetzt wurden alle Prophezeiungen des Königs wahr. Schon

damals im Mai nahmen die Manöver, auf welche der König sinnen mußte, alle Kräfte seines Geistes in Anspruch. Nun aber, einige Wochen später, da der Feldzug im Gange war, wurde die Noth erst recht fühlbar.

Ueberall, rechts und links, forderte die Macht und Masse der Feinde einen Feldherrn, der alle Geschicklichkeit und den äußersten Muth ihnen entgegensetzen konnte. Graf Dohna aber, der preußische General, der den Russen die Spitze bieten sollte, war seinem Posten nicht gewachsen.

Denn zuerst, gegen Ende Juni, als die Russen sich noch nicht in Posen vereinigt hatten, war er nicht schnell genug zur Hand, daß er sie in ihren einzelnen Kolonnen angreifen konnte. Hernach als die ganze Masse der Feinde verbunden war, konnte er den Entschluß nicht fassen, günstige Augenblicke, die sich hier und dort zum Angriff boten, auch zu benutzen. Er zog immer neben ihnen her, ließ sich von ihnen täuschen und durch ihre Macht schrecken. So gewannen die Russen einen Tagemarsch nach dem andern, immer näher an die Oder ihm ab.

Der König sah das Unwetter mit jedem Tage dichter sich zusammenziehen.

Wenn die Bewegungen so fortgingen, war auch noch ein guter Theil Oestreicher unter den Generalen Laudon und Haddik nahe daran, zu den Russen zu stoßen. Die Vereinigung mußte gelingen, wenn nicht etwas Entscheidendes unternommen wurde.

In dieser Lage schrieb der König unterm 10. Juli streng und strafend an den General von Wobersnow, der dem Grafen Dohna zum Rath beigegeben war: „die Folgen Eurer übel ausgeführten Projekte äußern sich jetzt. Ihr hättet nicht, wie die heiligen drei Könige aus Morgenland einherziehen müssen. Es konnte nunmehr mit den Russen schon aus sein."

Den Grafen Dohna entließ der König von seinem Kommando.

Und da er selbst aus Schlesien nicht fortkonnte, — er hätte sonst das Land den andern Oestreichern unter Feldmarschall Daun überlassen, — so vertraute er in dieser drängendsten Lage sein Glück einem muthigen bewährten General, dem General-Lieutenant von Wedell.

Das Unglück bei Kay.

„Er, der General-Lieutenant von Wedell," hieß es in der Ordre, mit welcher der König die Dohnasche Armee ihm übergab, „stellt Meine Person vollkommen vor und soll ihm von allen Generals, General-Lieutenants, General-Majors, Stabsoffiziers bis auf den gemeinsten Mann dieselbe Parition geleistet werden, als wenn Ich selbst da und zugegen wäre. Er stellt bei der dortigen Armee vor, was ein Dictator bei der Römer Zeiten vorstellte."

Des ungewöhnlichen Titels und dieses ausdrücklichen Befehls bedurfte es, weil der General-Lieutenant von Wedell jünger als mehre Generale beim Dohnaschen Corps war, die sich seinem Kommando sonst nicht hätten unterordnen brauchen.

Mündlich sprach der König, als er ihn zu seinem Posten entließ: „Ich habe Ihn bei Leuthen kennen gelernt und setze das unbegrenzte Vertrauen in Ihn. Gehe Er! Ich befehle ihm, die Russen anzugreifen, wo Er sie findet, sie zu schlagen und ihre Vereinigung mit den Oestreichern zu hindern."

Am 20. Juli waren diese Anordnungen getroffen. Wie schnell aber ging alle Hoffnung zu Schanden, die der König darauf baute!

Am 22. Juli traf der General von Wedell bei der Armee ein; — zwar an diesem Tage mit einem glücklichen Vorzeichen für die folgenden. Denn vor seiner Ankunft im Lager, mit dem

Detaschement, das ihm zur Einholung entgegen geschickt war, zerstreute er einen bedeutenden Trupp fouragirender Russen und machte einige Hundert gefangen. Der König schrieb: „Ihr seid bei der Armee angekommen, wie es einem General geziemt, — mit Gefangenen."

Aber am folgenden Tage, als er die Russen angriff, während sie auf dem Marsche waren, — wohl etwas übereilt, bevor er das Terrain erforscht und die Macht der Feinde übersehen hatte, — wurde er gänzlich geschlagen. Auf einem kleinen Raum zwischen den Dörfern Kay und Palzig in der Nähe des Städtchens Züllichau, wo er nacheinander immer nur ein paar Bataillone gegen die vollen gerüsteten Schlachtmassen der Russen ins Feuer rücken konnte, vermochte er mit seiner dreimal geringern Ausrüstung trotz der heldenmüthigsten Tapferkeit, die der General wie der Soldat bewies, nicht das Mindeste.

Die Russen zogen unaufhaltsam weiter, immer näher an die Oder nach Krossen.

„Mir hat es geahnt."

Der König hatte große Mühe, gegen seine Generale den Schein des Muthes und der Hoffnung zu bewahren.

„Ihr könnt wohl glauben," schrieb er sogleich am 24. Juli an den General-Lieutenant von Wedell, als er die Nachricht von dessen Niederlage empfangen hatte, „daß Mich das Unglück sehr afficirt, so sich bei Euch ereignet. Ich war es Mir schon auf einige Weise vermuthend.

Gleichwohl waren seine Entschlüsse schnell gefaßt. „Ich ziehe nunmehro," heißt es in dem Briefe weiter, „Meinen Bruder, des Prinzen Heinrich Liebden, an Mich, und sobald Ich bei Sagan sein werde, so werde Ich sogleich zu Euch marschiren,

wenn Ich nur weiß, wo Ihr seid und wo Ihr hingehen werdet, damit wir mit ehestem den Leuten wieder auf den Hals gehen und sie wegjagen. Schreibt doch gleich, wo Ihr seid, und machet nur gleich Anstalten und haltet vorläufig alles parat zu einem neuen Angriff. Ich bin

Euer wohlaffektionirter König
Friedrich."

Und eigenhändig schrieb der König noch einige ermunternde Worte hinzu:

„Mir hat es geahnt, das Ding würde schief gehen. Ich habe es Ihm auch gesagt, denn die Leute waren verplüfft. Nur nicht mehr daran gedacht! sondern wo der Suckurs zum ersten zustoßen kann, und von neuem drauf zu gehen! Es ist Seine Schuld nicht, daß die Schurken so schändlich davonlaufen."

Die Russen in Frankfurt.

Während der König seinen Bruder, den Prinzen Heinrich, aus Sachsen nach Schlesien kommen ließ, und selbst nach der Mark vormarschirte, zogen die Russen ungestört weiter. Sie gingen die Wege, welche im Osten der Oder von dem Schlachtfeld bei Züllichau nach Frankfurt führen.

Sie beeilten sich nicht sehr; denn erst am sechsten Tage nach der Schlacht, am 29. Juli, verbreitete sich des Abends in Frankfurt mit der Nachricht auch der Schrecken über den Anmarsch der Russen.

„Gilt's unsrer friedlichen Handelsstadt?" fragten die Bürger: „Gott bewahre Haus und Hof, unser Weib und Kind!"

Wer anderswo Aufnahme und Unterkommen zu finden hoffte, der floh und verließ die Stadt.

Dem Schrecken folgte bald die Erfüllung. Denn schon am

nächsten Tage, am Morgen des 30. Juli, sah man anschwärmende russische Reiter auf dem freien Felde in der Gegend der Judenberge, die unweit der östlichen Vorstadt sich erheben, welche auf der rechten Seite der Oder der Stadt gegenüber liegt.

In Frankfurt befand sich dazumal eine ganz schwache preußische Besatzung, 400 Mann Landmiliz, 2 Kompagnien Invaliden, 2 Kanonen und einige wenige Husaren — das war Alles. Der Major von Arnim kommandirte sie.

Auf die erste Kundschaft vermuthete der Major von Arnim ein kleines russisches Streifcorps und hatte im Sinne, die Stadt zu vertheidigen. Er ließ die zwei Kanonen an der Brücke auffahren, daß sie den Uebergang über die Oder beherrschten, und stellte die Soldaten daneben, das Ufer der Oder entlang.

Es dauerte nicht lange, da standen auf dem jenseitigen Ufer, auf dem Judenberge russische Feuermörser, auf dem Oderdamm russische Kanonen, und überall bis nahe an die Brücke zeigten sich russische Mannschaften.

Und bald — um 10 Uhr Vormittags erschien der russische Oberst von Bülow und verlangte zu unterhandeln. Er forderte die Garnison auf, sich als Kriegsgefangene zu ergeben, die Stadt der kaiserlich russischen Gnade zu vertrauen.

Der Major von Arnim wies die Zumuthung zurück. Auch auf die Drohung des Oberst von Bülow: „er werde die Stadt mit Bomben ängstigen,“ blieb er bei seiner Erklärung. Und die Unterhandlung wurde abgebrochen.

Eine halbe Stunde verstrich, da kam ein anderer russischer Oberst, der von Peutling, und bot wieder Kriegsgefangenschaft der Garnison, der Stadt die kaiserlich russische Gnade an.

Aber der Major von Arnim erklärte sich wie früher. „Wollt ihr der Stadt Schonung bereiten,“ setzte er auf Bitten des Magistrats hinzu, „so werde der Garnison freier Abzug mit allen militairischen Ehren gewährt.“

Da der Oberst von Pentling nicht Vollmacht hatte, sich dazu zu verstehen, war die Unterredung wieder zu Ende und die Sachen standen wie zuvor.

Unterdessen hatte jedoch der Major von Arnim die mehr als zehnfache Uebermacht der Russen vor Augen. Da er die Stadt in keinem Falle halten konnte, wollte er wenigstens bedacht sein, die Soldaten vor Kriegsgefangenschaft zu retten, und ließ deshalb einen Theil der Besatzung durch das Thor der Stadt sich entfernen, das auf den Weg nach Küstrin führt; dort wollte er sie unter den Schutz der Festung geben.

Darüber wurde es 11 Uhr; und zum drittenmal erging von den Russen die frühere Aufforderung. Wiederum weigerte sich der Major von Arnim; er wollte seine Soldaten sich sämmtlich entfernen und weiter fortrücken lassen.

Gleich darauf aber pfiff durch die Lüfte eine Bombe, von den Russen nach der Stadt. Und zum letztenmal erfolgte nun die Aufforderung: „wenn sich die Stadt nicht ohne Verzug ergiebt, so liegen hundert Feuerkugeln da, sie ganz und gar in Brand zu stecken.“

So sehr auch der Magistrat und die Bürger baten und zur Uebergabe sich bereit erklärten, der Major von Arnim wollte nichts davon wissen. „Erst mit dem letzten Manne, der des Königs Fahnen folgt, laßt mich hinaus! dann mögt ihr euch drein finden, was ich nicht hindern kann.“

Kaum waren die Soldaten sämmtlich aus der Stadt, da ließ der Magistrat durch die Straßen Apell schlagen, sandte Abgeordnete zu den Russen und unterwarf sich dem Schutz der kaiserlich russischen Majestät. „Weder der Stadt, noch der Bürgerschaft,“ versprachen die Russen, „soll irgend ein Leid widerfahren.“

Sogleich wurde die Oderbrücke, die an einigen Stellen abgeworfen war, wieder hergestellt; die Schlösser an den Zugbrükken und Thoren wurden abgeschlagen, da der Kommandant die

Schlüssel mitgenommen hatte, und die russischen Truppen zogen in die preußische Stadt.

Husaren und Grenadiere zu Pferde trabten schnell durch die Straßen und rechtsab zu dem Thore hinaus, durch welches der Major von Arnim mit seiner Besatzung den Weg genommen hatte. Dicht hinter ihnen Infanterie, Grenadiere und Musketiere; die besetzten die Thore mit starken Wachen und blieben auf dem Markte, bis jene Kavallerie von der Verfolgung der preußischen Landmiliz und der Invaliden zurückkehrte.

Zwischen Kliestow und Boßen.

Zwischen den Dörfern Kliestow und Boßen, etwa eine halbe Meile von Frankfurt, auf dem Wege, den der Major von Arnim nach Küstrin genommen hatte, holten die russischen Husaren und Grenadiere — 15 Schwadronen an der Zahl — die Vierhundert unserer Landmiliz und die Invaliden ein.

„Wir werden der Uebermacht weichen," sprach der Major von Arnim, „doch vorher zeigen, was preußische Landmiliz vermag."

Auf einer Anhöhe hinter Gebüsch und Teichen nahm er vortheilhaft Stellung und leitete einige Zeit das Gefecht. Erst als die überall umzingelnden russischen Schwadronen des kleinen Trupps der Unsern ganz Herren geworden waren, ergaben sich die wackern Krieger. Sie mußten viel Todte und Verwundete hinter sich lassen.

Sechs Uhr des Abends war es geworden, da war für sie das ganze Werk des Krieges zu Ende. Da kehrte der Major von Arnim mit seinen Soldaten, so viel noch lebten, als Gefangne in die Stadt zurück.

„Das Geschick hat unserm Muthe keine Bahn geöffnet." Voll Ingrimm ergaben sich alle in ihr Loos.

Die Gefangenen wurden vor das Quartier gebracht, das der russische General-Lieutenant von Villebois bezogen hatte, darauf in einige Brauhäuser gesteckt und stark von russischen Posten bewacht.

Unterdessen machten sichs die feindlichen Truppen in der Stadt bequem und angenehm. Zum Stadt-Kommandanten war der russische Oberst von Peutling ernannt.

Brandschatzungen in Frankfurt.

Jetzt begannen für die Frankfurter Bürger die Tage des Jammers und Wehklagens. „Weder der Stadt, noch der Bürgerschaft soll ein Leid zugefügt werden," hatten die Russen versprochen, „der kaiserlich russischen Gnade sollten sie sich anvertrauen." — „Versprechen und Gnade" — was sind das für Worte im Kriege?

Gleich am Morgen des nächsten Tages, des 31. Juli, erließ der General-Lieutenant von Villebois den Befehl an den Magistrat: „die Stadt soll 600,000 Thaler erlegen, Vieh und Fourage, jeden Bedarf für die russische Armee beschaffen! schnell! und auf die Gefahr, daß die russische Armee mit Plündern und Brennen sich selbst besorgt, was sie braucht."

Kaum war die Drohung ausgesprochen, da folgte schon die That. Denn bevor der Befehl vollführt sein konnte, ließ der Stadt-Kommandant, der Oberst von Pentling, die Magazine plündern. Alles was darin war, Pulver, Montirungen, Salz, Mehl, Korn, nahm er in Beschlag.

Um ärgerer Gewalt vorzubeugen, lieferte der Magistrat außerdem, was irgend aufzutreiben war, Vieh und Fourage.

Aber wegen der 600,000 Thaler machte er demüthig die bittendsten Vorstellungen.

„Wenn ich Euch Gnade erweise," antwortete der General von Villebois, „so sei es Aufschub, den ich gewähre — bis jetzt über 24 Stunden."

Wer hat im Kriege Geld? Alles in Allem kamen bis zum Abend des nächsten Tages, des 1. August, 40,000 Thaler zusammen. Die wurden den Russen ausgezahlt. Aber es fehlte noch viel an den 600,000 Thalern.

Die Russen beziehen ein Lager bei Kunersdorf.

An eben diesem Tage, dem 1. August, entschied sich das Schicksal der Frankfurter noch viel zum Unglücklicheren.

Denn die Zehn- bis Zwanzigtausend, welche Tags vorher in Frankfurt angekommen waren, machten nur den Vortrab der ganzen großen russischen Armee. Unter dem General en chef Grafen Soltikow sammelten sie sich immer dichter, immer tobender bis zu einer Masse, die wir der Zahl nach nicht genau kennen, — ungefähr bis zu 70, vielleicht bis zu 80,000.

Wenn wir dem Grafen Soltikow glauben könnten, wüßten wir es wohl, der sagt, er habe 42,000 Mann gehabt; das ist aber jedenfalls zu wenig. In den verschiedenen Verzeichnissen, welche wir über das Corps des Grafen Soltikow zu Gesicht bekommen haben, werden allein 40 Infanterie- und 24 Kavallerie-Regimenter genannt, zusammen 64 Regimenter; so viel außer den Kosaken *). Und wenn wir nur diese nach einer mäßigen

---

*) Die 40 Infanterie-Regimenter der Russen waren folgende: vier Grenadier-Regimenter, fünf Moskansche Füsilier-Regimenter, ferner folgende 24 Füsilier-Regimenter: das Sibirische, Wiburgsche, Nisowsche, Petersburger, Worosnewsche, Nowogorodsche, Beloserſche, Czernikowsche, Sußkische, Kasansche,

Zahl berechnen, kommt sehr bald jene Masse von 70,000 und darüber heraus. Zwar kennen wir nicht die Eintheilung der russischen Regimenter in damaliger Zeit; noch — wenn wir sie kennten, — würde uns das was nützen: denn die russischen Regimenter sind von jeher und bis auf die neuesten Zeiten nicht so vollständig, wie sie sein sollen. Wir müssen es also bei der unbestimmten Angabe bewenden lassen.

Neben diesen Regimentern zählte die russische Macht bedeutend über 200 Geschütze, besonders Haubitzen.

Diese alle lagerten jetzt auf der andern Seite der Oder, der Stadt Frankfurt gegenüber; dort verschanzten sie sich auf einer langen Hochfläche, deren größter Theil zur Feldmark des Dorfes Kunersdorf gehört. Der rechte Lagerflügel kam auf die sogenannten Mühlberge zu stehen, die eine kleine Meile von Frankfurt entfernt sind; der linke auf die Judenberge, die eine viertel Meile von der Stadt abliegen. Mit der Front war das Lager nach der weiten und breiten Oder-Niederung zu gerichtet, wo die Höhen meistentheils steil und jäh abfallen. Im Rücken des Lagers senken sich die Berge ganz allmälig und meistentheils eben nach dem Dorfe Kunersdorf und der dahinter liegenden Haide zu.

Abserwsche, Ugliwsche, Permskische, Asowsche, Archangelsche, Kiewsche, Kotoskische, Wologrodsche, Pskowskische, Froilzkische, Twersche, Bugadsche, Abscharonische; endlich zum sogenannten „neuen Corps“ gehörig: 2 Grenadier-Regimenter und 5 Füsilier-Regimenter. — Die Kavallerie der Russen bestand aus 8 Kürassier-Regimentern, 3 Regimentern Kaiserliche Hoheit, dem Sibirischen, Kiowschen, Newotroitschen, Kasanschen, Nowogrodschen; ferner aus 6 Husaren-Regimentern: dem Serbischen, Ungarschen, Slawonoserbischen, Gerusinschen, Moldauschen, Neuserbischen; ferner aus 5 Dragoner-Regimentern: dem Pobelskischen, Nisegrodschen, Archangelgorodschen, Twerschen, Tobolskischen; ferner aus 5 Grenadier-Regimentern zu Pferde: dem Petersburger, Rigaischen, Resanschen, Narvaschen, Karapolschen; endlich aus mehren Corps Kosaken, deren Zahl sich mindestens auf 5000 belief.

Immer größeres Unglück.

Darüber ereignete sich von anderwärts immer größeres Unglück.

Wir haben früher erzählt, daß auch ein beträchtliches Corps Oestreicher aufgebrochen war, um zu den Russen zu stoßen. In der That, jetzt schon etwa vor einem Monat hatte der General Soltikow mit Sorge seine Siebzig- bis Achtzigtausend überzählt und hatte sich gefragt: „ob er mit ihnen den Preußen gegenüber stark genug sein werde?“

Wenn es auf die Masse allein angekommen wäre, hätte er mit Ruhe abwarten können, was sich ereignen würde. Aber der Graf Soltikow mochte wohl wissen, daß zum Siege noch etwas Andres gehört, überlegner Geist und Tapferkeit.

Kurz, jetzt etwa vor einem Monat hatte er den östreichischen Feldmarschall Daun auf's dringendste um einige Regimenter Verstärkung gebeten. Und der Feldmarschall Daun hatte schon um die Mitte Juli die beiden Generale Laudon und Haddik mit einer Macht von 30,000 Mann, den einen aus Schlesien, den andern aus Sachsen beordert, daß sie längs der Neiße und Spree nach der Mark vorrücken und sich dort mit den Russen verbinden.

Wie wir wissen, hatte der König, um eben diese Verbindung zu hindern, den General von Wedell am 20. Juli zum Dohnaschen Corps gesandt. Aber der Plan war übel abgelaufen und die Gefahr größer geworden.

Jetzt — in dieser äußersten Verschlimmerung seiner Lage — ergriff der König eine Maßregel, die jedenfalls eine letzte Entscheidung herbeiführen sollte. Er verließ seinen Posten in Schlesien, Daun gegenüber; berief seinen Bruder, den Prinzen Heinrich aus Sachsen, zum Befehlshaber der schlesischen Armee; und

selbst beeilte er sich, es mit den Russen aufzunehmen, bevor die Oestreicher zu ihnen gestoßen wären.

Beide hohe Herren wechselten mit Kourier-Pferden ihre Quartiere. Da gab es ein herzliches Wiedersehn und ein Gespräch, als sollte es das letzte in diesem Leben sein.

Der König sah die Uebermacht zu sehr auf Seiten seiner Feinde, die Umstände alle zu verzweifelt, als daß er sich Aussicht auf ein glückliches Ende hätte machen können.

„Jetzt ist die Zeit," sprach er zu seinem Bruder, „da man sagen kann: Herr, ists möglich, so laß den Kelch an mir vorüber gehen!"

Mit furchtbarer Drohung traten die schwärzesten Bilder der Zukunft vor seine Seele; es war ihm, als ginge er in den Tod. Für sein Haus hatte er schon im vorigen Jahr, als er unter minder schwierigen Umständen den Russen entgegen ging, die letztwillige Bestimmung getroffen; *) im Frühling dieses Jahres

*) Der Brief des Königs, in welchem dies geschah, war vom 10. August 1758 datirt, und lautet in seinen wichtigsten Punkten folgendermaßen: „Mein theuerster Bruder! Ich bitte Euer Liebden, das strengste Geheimniß über Alles zu bewahren, was dieser Brief enthält, da er nur für Sie bestimmt ist. Ich gehe morgen gegen die Russen. Weil die Ereignisse des Krieges alle Zufälle möglich machen und es Mir leicht begegnen kann, daß Ich getödtet werde, so halte Ich für Meine Pflicht, Euer Liebden Meinen Willen kund zu thun, um so mehr, als Sie der Vormund Unseres Neffen mit unbegrenzter Vollmacht sind. Erstlich — wenn Ich getödtet bin, soll die ganze Armee auf der Stelle den Eid Meinem Neffen schwören. Es soll alsdann mit so viel Thätigkeit in den Kriegsunternehmungen fortgefahren werden, daß der Feind gar keinen Wechsel im Oberbefehl gewahr wird. Was ferner die Politik betrifft, so ist sicher, daß, wenn wir diesen Feldzug gut bestehen, der Feind, matt und erschöpft, zuerst den Frieden wünschen wird. Sollte sich jedoch nach Meinem Tode auf unserer Seite Ungeduld und ein zu großes Verlangen nach Beendigung des Krieges zeigen, so wäre dies das Mittel, einen schlechten Frieden zu bekommen, und genöthigt zu sein, Gesetze von denen zu empfangen, welche wir so oft besiegt haben. Dies ist es, was ich im Augenblick Euer Liebden zu sagen im Stande bin. Mit den Empfindungen der herzlichsten Hochachtung und Freundschaft bin ich, Mein theuerster Bruder, Euer Liebden treuer und wohl affektionirter Bruder Friedrich."

hatte er einen erneuerten Befehl an den Prinzen Heinrich für den Fall seines Todes erlassen *). So war Alles geschehn, was dem Könige am Herzen lag, — Alles, bis auf die letzte Entscheidung, die er vom Schlachtfeld erwartete.

„Lebe wohl!“ sprach der König zu seinem Bruder: „vielleicht auf immer!“

„Lebe wohl!“ rief der Prinz ihm nach, und sein treues biederes Auge überstrahlte ihn mit brüderlichen Wünschen und besseren Hoffnungen.

In der Nacht vom 29. zum 30. Juli traf der König in Sagan ein, wo er 20 Bataillons und etwas über 30 Schwadronen fand, die bisher in Sachsen unter dem Prinzen Heinrich gestanden hatten.

Tags vorher aber waren jene Corps Oestreicher unter den Generalen Laudon und Haddik nicht weit von Sagan, in Priebus angekommen. Sagan und Priebus liegen nur vier Meilen von einander, und beide Städte ziemlich gleich weit, drei bis vier Tagemärsche, von Frankfurt ab.

Der König also, wie die Oestreicher — beide wollten zu den Russen: jener um ihnen auf den Leib zu gehen; diese um ihre Macht den Russen zur Unterstützung zu bringen. Es han-

---

*) Der Befehl lautete: „Breslau, den 20. März 1759. Da nunmehr die bevorstehende Campagne bald eröffnet werden dürfte und bei den darin vorfallenden Kriegs-Expeditionen Mir ein Gleiches wie andern Offiziers arriviren kann, so disponire und befehle ich hiedurch: daß auf den Fall Meines Todes' Euer Liebden alsdann, sobald Sie nur die gesicherte Nachricht davon erhalten haben werden, sodann sogleich und sonder einige Ordre dazu abzuwarten, die gesammten unter Dero Kommando stehenden Regimenter, Bataillons und Corps Meinem Neven, dem jetzigen Prinzen von Preußen, als Meinem Nachfolger zur Krone und zur Regierung huldigen und schwören lassen sollen. Welches Mein expresser Wille ist. Ich bin Euer Liebden treuer und wohl affektionirter Bruder Friedrich.“

delte sich jetzt für beide darum, wer dem Andern die Wege versperren und zuvorkommen würde.

Leider mußte unser König zuerst darauf bedacht sein, den General von Wedell an sich zu ziehen: denn mit seinen 20 Bataillonen und 30 Schwadronen, die etwa 20,000 Mann faßten, konnte er allein nichts unternehmen. Da gelang es den Oestreichern, durch geschickte Verdeckung ihrer Märsche seine Beobachtung ganz zu täuschen. General Laudon rückte mit seinem Corps vom 30. Juli bis 1. August, fast ohne daß der König etwas erfuhr, über Sommerfeld bis Guben und darauf weiter — grade auf Frankfurt zu, wo die Russen ihn erwarteten.

Der König hatte bei dem großen Nachtheil, der ihm dadurch zugefügt wurde, nur den kleinen Ersatz, daß er das schwächere Corps des General Haddik, das dem andern zur Bedeckung gedient hatte, in der Gegend von Guben auseinander jagte und für den Augenblick hinderte, daß auch dieser General sich mit den Russen verband.

Jenes stärkere Corps aber unter Laudon war in Frankfurt, während der König von dem des General Wedell noch getrennt und Beider Vereinigung erst in mehren Tagen bewirkt werden zu können schien. Wie es geschehen sollte, war dem Könige selbst noch nicht klar, da er nicht wußte, wie er durch die Bewegungen der Feinde gehemmt werden würde, und da jedenfalls die Truppen des General Haddik zwischen ihn und Wedell geworfen waren. Wir werden später davon erzählen.

Das Laudonsche Corps.

General Laudon führte 18,000 Mann, dabei 3000 Pferde und 48 Kanonen, den Russen zu *). Die lagerten an der süd-

---

*) Das Laudonsche Corps bestand erstlich aus folgenden östreichischen Grenadier- und Füsilier-Bataillonen: dem von Los Rios, von Waldeck, von

lichen Seite Frankfurts, vor der Gubener Vorstadt bis zum Dorfe Tzschetzschnow.

Wilde Gäste waren die Oestreicher, fast noch schlimmer als die Russen. Was ihnen am Wege lag, Mühlen, Werkstätten, Fabriken, — Alles schwand vom Erdboden. Zum Rauben und Plündern waren ihre Schritte hastig, zum Verwüsten und Zerstören ihre rohen Hände geschäftig.

Man wundre sich nicht darüber. Ein großer Theil der Truppen, welche Laudon führte, war damals bis vor zehn Jahren noch nicht unter ein ordentliches Kommando gebracht. Wer kennt die Kroaten und Panduren nicht, — in ihren flatternden Mänteln, mit ihren spitzen Mützen, den Gürtel voll Pistolen und Messern, an der Seite den Säbel und in der Hand die Flinte, — die wilden Horden, die immer Krieg führten, denen im Kriege Raub und Plünderung stets die Hauptsache war. Erst seit dem Jahre 1750 waren sie den regulären östreichischen Truppen zugeordnet. Aber ein Volk verlernt seine Natur nicht so schnell, wie es einen andern Rock anzieht. Die Umgegend weit und breit hatte viel von ihnen zu leiden.

Ja, auch Frankfurt selbst sollte den Schrecken ihrer Gegenwart erfahren. General Laudon sandte einige Offiziere an den Magistrat mit harten Worten und großen Forderungen.

Da aber ereignete sich zwischen Russen und Oestreichern ein unerwarteter Vorfall.

Baden=Baden, von Palfy, von Ahremberg, von Bethlem, von Laudon und den Peterwardeinern; ferner aus folgenden Kroaten: den Likanern, Ottochaern, Oguliner, Peterwardeinern und Warasdinern; ferner aus Grenadieren zu Pferde und folgenden Dragonern: denen von Löwenstein, von Lichtenstein, von Würtemberg und von Tollowrat; endlich aus den Husaren von Nadasti und von Kalnocki, — genau gezählt 18,523 Mann.

Wie Russen und Oestreicher gute Freunde waren.

Schon als die östreichischen Offiziere an das Thor der Stadt geritten kamen, war es ihnen unwillkommen, daß die russische Wache den Weg versperrte. „Halt!“ rief sie und streckte die Spitze des Gewehrs ihnen entgegen.

„Wir sind Verbündete!“ entgegneten die Oestreicher, „wir wollen hinein.“

Aber die Russen ließen sich so leicht nicht bedeuten. Der wachthabende Offizier forderte die Oestreicher auf, von ihren Pferden zu steigen: „zu Fuße könnten sie hinein.“

„Plumpe Russen!“ schimpften die Oestreicher und gingen zu Fuße in die Stadt.

Ihr Weg führte geradeaus zum Magistrat. „Wir müssen leben und essen,“ sprachen sie da, „18,000 Mann und 3000 Pferde. Wir befehlen der Stadt, für Wein und Brot, für Fleisch und Futter zu sorgen.“

Der arme Magistrat. — „Wie fangen wir es an? die Wölfe rechts, die wilden Hunde links! wie machen wir sie beide satt?“

Der Magistrat war in tausend Angst und Noth. Da — unvermuthet — kam vom russischen Kommandanten, dem Oberst von Pentling, das Verbot, daß die östreichischen Offiziere dem Magistrat nichts abfordern sollten. Die Russen brauchten für ihre Armee an Lebensmitteln und Fourage Alles, was Frankfurt irgend liefern konnte.

Gottlob, — eine Wohlthat, welche die Russen der Stadt angedeihen ließen!

Die östreichischen Offiziere gingen zu Fuß wieder aus der Stadt, setzten sich vor dem Thore auf ihre Pferde und brachten die Antwort dem General Laudon.

Nur um den General nicht zu erzürnen, verordneten die Russen nachträglich: daß für seine Tafel Alles, Wein, Braten, Kuchen und Konfekt, unentgeltlich geliefert werden sollte. Doch mit dem Unterhalt der Armee blieb es bei dem Verbot.

Wegen der 600,000 Thaler.

Ueber die Vorfälle des 1. und 2. August, die Annäherung der ganzen russischen Heeresmacht und des Laudonschen Corps, war die Brandschatzung, welche der General-Lieutenant von Villebois den Frankfurtern abgefordert hatte, etwas lau betrieben worden. Vielleicht war es auch Menschlichkeit von diesem General, daß er die Bürger nicht so drücken wollte.

Als aber am 3. August das Geschäft der Steuereintreibung ihm abgenommen, und einem Kapitain der russischen Garde, von Oserof, einem hartherzigen rohen Menschen, übergeben wurde; da begann das Aengstigen und Drohen wegen der 600,000 Thaler nachdrücklicher und gewaltsamer. Der Magistrat und die Aeltesten der Judenschaft wurden, da die Stadt nichts zahlen konnte, als Geißeln für das Geld in Arrest genommen und in eine Scheune jenseit Frankfurt nahe dem russischen Lager gesteckt.

Die Russen mußten nun wohl sehen, daß keine Schätze mehr zu erpressen waren. Denn auch jetzt, da man Haus bei Haus sammelte und jeder, um das Leben der Mitbürger und Angehörigen zu retten, so viel gab, wie er nur irgend konnte, kamen außer wenigem ungemünzten Silberzeug nur ein paar Lumpenthaler ein.

Nach einigen Tagen ließ denn der Kapitain von Oserof die Gefangenen nach der Stadt zurück und man schien sich der Summen zu begeben.

Gleichwohl etwas später — ohne andern Grund und bessere

Aussicht — kam den Russen dieselbe Maßregel noch einmal zu Sinne. Sie forderten wieder Geißeln vom Magistrat und von der Bürgerschaft und wollten Geld, — die volle Summe! — Sie hielten die Gefangenen viele Tage und Nächte lang bei ihrer Wagenburg in einem vorgezeichneten Kreise. Da durften sie zur Mittagszeit nicht den Schatten eines Baumes suchen, zur schnödesten Verrichtung nicht den Ort wechseln. Das dauerte so bis über den Tag zur Schlacht hinaus, ohne daß die Summe hätte gezahlt werden können.

Die Russen mußten an baarem Gelde etwa mit dem zehnten Theil von dem zufrieden sein, was sie im Ganzen gefordert hatten. Die Wechsel, welche zur späteren Auszahlung der Stadt abgepreßt waren, wurden zum größern Theil niedergeschlagen.

Ein Tag des Herrn.

Unter diesen Vorgängen kam in der Reihe der Tage auch ein Sonntag, der fünfte August.

Der Sonntag — ein Tag des Herrn.

Wem klingt das Wort nicht wohl und heimathlich im Ohr und Herzen! der Friede des Himmels, der Segen Gottes scheint an diesem Tage der Erde näher und zu ihr herabgesenkt.

Und — nach einer solchen Woche, die zur fleißigen Arbeit, zum redlichen Sorgen und Mühen nicht eine einzige Stunde, die Tage und Nächte alle voll Schrecken, Angst, Raub und Plünderung gebracht hatte! Des Feindes Hand war gewaltig über Allen gewesen. „Du hast noch mehr, du kannst noch viel entbehren!" hieß es zu Jedem, wenn er still bekümmerten Herzens dahingegeben hatte, was er mit Fleiß erworben und schon mit Entbehrung erspart hatte. Wahrheit war Lüge in den Augen der Feinde, Gewalt sollte gut und recht sein, und Hoffnung auf bessere Zeiten — wer wollte sie fassen?

Nach solchen Tagen kam nun ein Sonntag, ein Tag des Herrn. Wie trösteten sich da Alle, in der tiefsten Noth durch Gottes Gnade auch die höchste Erquickung zu kosten, die Demuth und Ergebung ihres Herzens im Vertrauen auf Gott zu heiligem Stolze und erhabener Freude zu stärken, die irdische Angst durch Inbrunst der Andacht und des Gebets ganz zu überwältigen. Das Labsal dieses Wunders sollte — wenn auch einen Augenblick nur — die gemeinsame Andacht und das Wort Gottes in ihnen wirken.

Ach, auch hierin that der Feind Einspruch. Nicht wie sonst durfte die Feier begangen werden, die Glocken der Kirche sollten nicht geläutet; den russischen Offizieren aber, ihren Bedrängern, die vornehmsten Plätze in der Kirche bewahrt werden.

Zwar — was bedarf der fromme Beter der Glocken? und den, der in herzlicher Andacht betet, stört der Andere neben ihm nicht.

Aber die Russen, — in ihrem Lande Bilderanbeter und Ceremoniendiener, — was wollten sie in unserm Gotteshause? in unserm schlichten Tempel, in dem keine geschnitzten Werke umherstehen, keine eingelernten Litaneien die Andacht beengen? — Sie wußten es nur zu gut. Denn als der Priester Amen sprach, trat vom russischen General ein Abgesandter die Treppe der Kanzel hinauf und überreichte dem Prediger ein Gebet, das er ablesen sollte.

„Herr, Deinen Schutz erflehen wir für die Kaiserin Elisabeth!" stand darin; „für ihr Kriegsheer! für ihre treuen Verbündeten! Deine überwältigende Kraft übe an ihren Feinden!"

Wie klangen die Worte in den Mauern dieser Kirche!

„Gott, vergieb uns unsere Sünde!" beteten Alle und gingen tief betrübt wieder aus dem Hause.

Ankunft der Preußen.

Endlich — nach diesen Dingen kamen auch die Preußen näher an Frankfurt. Der König hatte schwere Tage, bis er dahin gelangte.

Zwar, wie wir zuletzt von ihm geschrieben haben, hatte er sich mit Uebermacht auf das Corps des General Haddik geworfen, welches den Nachtrab des Laudonschen Corps Oestreicher bildete. Er hatte es tüchtig gejagt und konnte vor diesem Feinde ruhig sein, denn General Haddik war allein zu schwach, um Besorgniß zu erregen, und mit Laudon kam er sobald nicht wieder zusammen.

Aber das Glück des Tages war doch nur gering. Denn Laudon mit der östreichischen Hauptmacht war früher als der König in Frankfurt und General Haddik war mit seiner, wenn auch geringen Macht nach der Seite getrieben, wo die preußischen Bataillone des General Wedell standen, die der König so schnell wie möglich an sich ziehen wollte. Aufs äußerste besorgt war der König, ob General von Wedell Umsicht und Geschicklichkeit besitzen werde, sich Wege zu ihm zu bahnen.

„Es sind gewiß schlimme Umstände," schreibt er am 2. August an ihn, „aber Ihr müßt aus dem Kopf agiren und zusehen, was am besten zu thun sein wird, ohne Euch an die Bagatelle zu kehren. Hier ist die Gelegenheit, Kopf zu zeigen und in allen Umständen die beste Parthie zu wählen. Auf Märschen uns zu vereinigen und den Leuten bald auf den Hals zu gehen, darauf kömmt Alles an."

Selbst ging der König drauf über Beeskow nach Mühlrose, näher an Frankfurt. „So eben komme ich hier," schreibt er am 4. August aus Beeskow, „nach fürchterlichen und entsetzlichen

Märschen an. Ich bin sehr erschöpft. Nun sind es sechs Nächte, daß ich kein Auge geschlossen habe."

Und General von Wedell war noch immer entfernt von ihm. —

Dieser General hatte nach der unglücklichen Schlacht von Kay einen schlimmen Stand.

Gleich am Tage darauf ging er südlich von Züllichau über die Oder; die Russen schickten leichte Truppen hinter ihm her, trafen ihn aber nicht mehr am rechten Ufer. Drauf zogen Russen und Preußen rechts und links der Oder neben einander her. General von Wedell hatte den Auftrag, den Uebergang der Feinde über den Fluß so viel wie möglich zu hindern. Aber er war doch immer im Nachtheil gegen ihre Uebermacht.

Am 25. Juli langte ein bedeutendes russisches Corps unter dem Befehl des Fürsten Wolkonsky in Krossen an und warf das eine preußische Husaren-Regiment, welches als Vortrab vom Corps des General von Wedell zu gleicher Zeit dort anlangte, mit leichter Mühe wieder zurück. Wenn die Russen in dieser Gegend den Uebergang hätten bewirken wollen: hier wäre er schon vollbracht gewesen, — denn Krossen liegt am linken Ufer der Oder.

Aber in wenig Tagen räumten sie die Stadt wieder und zogen, wie wir wissen, auf der andern Seite nach Frankfurt zu.

General von Wedell blieb drauf in der Nähe der Oder. Er muß wohl gar zu lange dort geblieben sein; wenigstens steigerte sich mit jedem Tage die Ungeduld des Königs. Endlich am 3. August erhielt er den direkten Befehl, in Mühlrose zum König zu stoßen; darauf am 4. denselben wiederholten Befehl und die dringendste Ermunterung zu beschleunigten Thaten.

„Es ist nicht wohl Zeit," schreibt der König, „jetzunder Rasttag zu machen; in denen Umständen, wo wir sind, muß

geeilt werden zusammenzukommen. Wenn der Feind jetzunder ein Mouvement macht, so muß ich es ruhig ansehen; habe ich aber die Armee zusammen, so profitire ich davon. Mache Er, daß Er morgen mit dem ganzen Klumpen bei guter Zeit heran ist."

Doch erst am 6ten kam der General von Wedell nach Mühlrose.

„Endlich, — endlich!" sprach der König, „nun soll Zahl-Woche gehalten werden und der Feind soll sich seines Glückes nicht lange freuen."

Der König ging mit der vereinigten Armee am 7ten weiter und langte an demselben Tage in der Umgegend Frankfurts bei den Dörfern Boßen und Wulkow an, wo er ein Lager bezog.

In kurzem, hoffte er, werde auch der General-Lieutenant von Fink zu ihm stoßen, den er mit 10,000 Mann schon seit dem 2. August von Sachsen her zu sich beordert hatte.

Die Macht des Königs.

Die Macht der Preußen, so viel jetzt zusammen waren, bestand im Ganzen aus zwei und funfzig Bataillonen und zwei und neunzig Schwadronen.

Die Bataillone waren folgende. Zuvörderst acht Grenadier-Bataillone, die nach ihren damaligen Chefs also benannt waren: von Heyden, von Bornstädt, von Schwartz, von der Thanne, von Lossow, von Beyer, von Busch und von Nesse. Ferner zwanzig Musketier-Regimenter nach ihren damaligen Chefs folgende: Markgraf Karl, von Hülsen, von Fink, Prinz Heinrich von Preußen, von Bredow, von Knobloch, von Goltz, von Schenkendorf, von Lestwitz, von Kanitz, Herzog von Bevern, Graf von Wied in Neu-Wied, von Grabow, von Diericke, von Sydow, von Dohna, von Lehwald, von Gablenz, von Treskow und Fürst

von Anhalt Bernburg. Jedes von diesen zwanzig Regimentern umfaßte zwei Bataillone, nur das letztgenannte Fürst von Anhalt Bernburg drei, also zusammen machten sie ein und vierzig Bataillone aus. Endlich stand bei der Infanterie des Königs noch das Frei-Regiment von Wunsch, aus zwei Bataillonen bestehend, und das Frei-Bataillon von Collignon.

Die Kavallerie des Königs bestand, wie gesagt, aus zwei und neunzig Schwadronen; und zwar zuvörderst an Kürassieren aus fünf Regimentern: dem Leibregiment oder von Lentulus, dem Regiment Markgraf Friedrich, dem von Spaen, von Schlabrendorf und von Horn; ferner an Dragonern aus vier Regimentern: dem von Schorlemmer, von Alt-Platen, von Krokow und von Jung-Platen; endlich an Husaren aus fünf Regimentern: dem von Kleist, von Puttkammer, von Möhring, von Malachowsky und von Lossow; dazu hatte der König an Husaren noch drei Schwadronen von den Zietenschen. Die meisten von den genannten Kavallerie-Regimentern umfaßten fünf Schwadronen; nur drei, die Dragoner von Schorlemmer, die Husaren von Kleist und von Puttkammer, bestanden aus zehn Schwadronen, wogegen von Malachowsky acht und von Lossow sieben Schwadronen hatte, so daß durch Zusammenzählen die Summe zwei und neunzig Schwadronen herauskommt.

Die Bataillone damaliger Zeit sollten aus sechs hundert Mann, die Schwadronen aus hundert und vierzig bestehen. Die hier unter dem Befehl des Königs waren, hatten aber alle schon viel gelitten, waren bei weitem nicht vollzählig und umfaßten nach den Angaben aus jener Zeit etwa 38,000 Mann.

An Geschützen führte der König nicht viel mehr als anderthalb hundert.

Das war bis jetzt die ganze Macht des Königs.

Aussichten.

Zu diesen 38,000 Mann erwartete der König noch etwa 10,000, die ihm der General-Lieutenant von Fink aus Sachsen bringen sollte. Wenn auch, — so waren es doch immer nur 48,000, mit denen der König gegen eine bedeutende Uebermacht den Kampf eingehen wollte. Denn berechnen wir die Russen nur aufs niedrigste, auf 70,000, so betrugen sie mit den Oestreichern zusammen doch 88,000.

Der Feldherr, der mit doppelt so viel kämpfen will, als er selber hat, mag wohl die Nächte vor der Schlacht nicht sanft und ruhig schlafen.

Der König hatte Alles, was er irgend an sich ziehen konnte, aus Schlesien, aus Sachsen, gerufen. Mehr konnte er mit aller Kraft-Anstrengung nicht zusammenbekommen. Den Russen aber, die so nahe seiner Hauptstadt waren, mußte er begegnen, — darüber war nicht der mindeste Zweifel.

Welche Gedanken hingen an diesem nothwendigen Kampf?

Gewann ihn der König, so war immer nur Ein Feind ein wenig abgewiesen; die andern aber, in Schlesien, Sachsen, am Rhein, die Oestreicher, Franzosen, Reichstruppen und die Schweden, blieben ungeschwächt, wie sie waren. Also selbst im glücklichen Falle wurde die Last der Besorgnisse nicht viel leichter.

Aber verlor ihn der König, — dann wurden die Russen Herren seiner Mark und die Oestreicher hatten leichtes Spiel, die hier und dort zerstreuten Reste seiner Macht ganz zu vernichten.

Dann war — voraussichtlich — Alles verloren.

Den Kampf um Leben und Tod, wenn die Ehre ihn fordert, nimmt ein starker Mann wohl mit gefaßtem Sinne auf; aber hier handelte es sich nicht darum. Sterben konnte der

König schnell und leicht; in der Schlacht wurden die Kugeln auf ihn, wie auf jeden, gerichtet; aber leben, — ob mit der königlichen Macht, die ihm gebührte, oder unter dem Hohn der schadenfreudigen Feinde, — das war die Frage. —

Und wenn der König hier und dort auf seine Truppen sah, wie wurden alle Sorgen noch vergrößert! Es waren ja nicht die alten stolzen Regimenter, mit denen er in die erste Schlacht gegangen war; zu viele neu geworbene, unsichere Mannschaft befand sich unter ihnen. „Bärenhäuters" nannte sie der König und fürchtete sie fast mehr, als die tapfern unter den Feinden.

Ja, nicht blos der Soldat, — auch unter den Offizieren waren einige, in die der König nicht das volle Vertrauen setzte. Im Anblick der übermächtigen Feinde hatte sich bei manchem ein verzagter Sinn eingeschlichen, so daß es der strengsten Verordnungen bedurfte, um üble Einwirkungen von diesem und jenem zu verhüten. In einer Instruktion, die der König kurze Zeit vor diesen Ereignissen gegeben hatte, waren mit seinen eignen Worten folgende Befehle scharf erlassen: „den Offiziers das Lamentiren und niederträchtige Reden bei Kassation zu untersagen; auf diejenigen zu schimpfen, die des Feindes Stärke bei allen Gelegenheiten zu groß ausschrieen; diejenigen Offiziers, so Lacheteten begehen, sofort vor's Kriegsgericht zu setzen."

So war es beschaffen; — und gekämpft mußte werden. Wer wollte berechnen, wie das Schicksal des Kampfes ertragen werden sollte, wenn es unglücklich ablief!

Aus einem Briefe des Königs an den Marquis d'Argens.

„Ich werde mich den Feinden in den Weg stellen," schreibt der König zwei Tage vor der Schlacht an seinen Freund, den Marquis d'Argens, „und entweder erwürgen lassen oder die

Hauptstadt retten. Man wird das, sollte ich meinen, nicht für einen Mangel an Muth halten. Für den Erfolg stehe ich nicht. Hätte ich mehr als Ein Leben, ich würde es für mein Vaterland lassen.

„Mißlingt mir aber dieser Streich, so glaube ich, es hat weiter nichts an mich zu fordern, und es wird mir erlaubt sein, an mich selbst zu denken. Alles hat sein Maß. Ich trage mein Unglück, ohne den Muth zu verlieren. Allein ich bin fest entschlossen, gleich nach diesem Streiche, wenn er fehlschlägt, mir einen Ausweg zu suchen, um nicht länger das Spiel irgend eines Zufalls zu sein."

Der König schreibt: „ich bin entschlossen, mir einen Ausweg zu suchen?" — Welch dunkles Wort von dem sonst so klaren Geiste des Königs! welche geängstigte, erschöpfte Empfindung!

Eine Landparthie.

Alle diese Umstände raubten dem Könige aber in den Augen seiner Feinde nicht das Mindeste von der Furchtbarkeit und Uebermacht, die sie von jeher an ihm gefunden hatten. Wir können aus der kurzen Zeit vor der Schlacht ein paar kleinere Geschichten erzählen, die das deutlich zeigen.

An dem Tage, da der König sein Lager zwischen Boßen und Wulkow genommen hatte, ritt er gleich nach seiner Ankunft etwas näher an die Stadt, um sich einen Ueberblick über die Gegend zu verschaffen. Wenige Offiziere und ein kleines Husaren-Kommando begleiteten ihn.

Vor den Anhöhen von Boßen, von wo der König sich näherte, zieht sich ein liebliches Thal nach der Stadt hinab. Ein munterer Bach bewässert es, mit vollem Laub stehen die Bäume

da, und hier und dort ein kleiner See oder Teich macht sich sehr schön in dem dunkeln Thalgange.

Hier, bei der Anlage einer Mühle, die das Flüßchen treibt, dachten gerade an demselben Tage eine gute Zahl russischer und östreichischer Offiziere, Generale und Stabsoffiziere, um die Entbehrungen und Strapazen der Kampagne einigen Trost zu finden. Sie hatten ein leckres Mittagsmahl arrangirt; da wollten sie unter den Genüssen des Gaumens von der Behaglichkeit des Friedens träumen.

Plötzlich aber — welch Schrecken fuhr in sie? wie sprengten sie die Straße nach Frankfurt zu! die Generale und die Obersten, die Russen und die Oestreicher. Hier galt nicht Rang noch Titel, nicht Respekt noch Freundschaft; jeder dachte nur an sich und wollte zuerst in Sicherheit sein.

Die Sache verhielt sich so. Ein Müllerbursche, der oben am Rand der Berge gestanden hatte, sah von weitem die preußischen Reiter. Der Bursche hat ein faules Herz im Leibe gehabt; denn seinen König sah er: und dennoch lief er eiligst fort und meldete den Russen und Oestreichern, welch Besuch ihnen bevorstand.

Als der König, gemächlich weiter reitend, in das Thal hinab kam, fand er die Tafel leer, die Braten ungenossen, die Weine ungekostet.

Er konnte ungestört nach rechts und links die Gegend rekognosciren.

Ein anderer Schrecken.

An einem späteren Tage — es war der 9. August — machte sich ein anderer blinder Schrecken noch weit breiter.

Man hörte in der Stadt von fernher einige Kanonenschüsse. „Das sind die Preußen!“ riefen die Russen sogleich; und auf den Straßen liefen Bürger und Soldaten verwirrt durcheinander.

„Aufs Laudonsche Corps ein Angriff!" sagte dieser und jener, und bald stand es fest: „aufs Laudonsche Corps ein Angriff!"

Zwar — etwas kühn war die Vermuthung. Denn die Schüsse kamen aus der nordwestlichen Gegend der Stadt, mindestens eine Meile weit her; das Laudonsche Corps dagegen lag bis eine halbe Meile im Süden der Stadt gerade in der entgegengesetzten Richtung. Ob wohl der König anderthalb Meilen entfernt einen Angriff vorbereiten und ankündigen würde?

Genug, man glaubte es. Der Graf Soltikow, die russische Generalität, Alle waren der Meinung.

Und sogleich war es mit der bundesfreundlichen Gesinnung zu Ende. „Die Oestreicher sind doch verloren!" dachten die Russen. Statt ihnen zu Hilfe herbeizurücken, zogen sie von ihnen fort. Ueber die Oderbrücke, durch die jenseitige Frankfurter Vorstadt, bis ins verschanzte Lager von Kunersdorf stürzte der General en chef und alle seine Offiziere. Die Kanonen, die in der Stadt hier und da aufgestellt waren, wurden ihnen nachgefahren. Und die Oestreicher waren ihrem Schicksal preisgegeben. —

Unterdessen ereignete sich im preußischen Lager ein ganz einfacher harmloser Vorfall.

Vom preußischen General, dem Herzog Ferdinand von Braunschweig, der die dem Könige verbündete Armee am Rhein, den Franzosen gegenüber, kommandirte, war ein Adjutant, der Graf von Dohna, im Lager des Königs angekommen, und hatte die freudige Nachricht gebracht, daß der Herzog die Franzosen bei Minden geschlagen habe. Darüber war im preußischen Lager, wie es bei jeder Siegesnachricht gewöhnlich war, Viktoria Schießen gehalten und der König hatte zu dem Adjutanten die verbindlichen Worte gesprochen: „Weil ich im Begriff bin, die Russen anzugreifen, so bleiben Sie so lange hier, bis ich Ihnen das Gegenkompliment mitgeben kann."

Das war Alles; das hatte die große Bestürzung bei den Russen hervorgebracht.

Als sie nach einigen Stunden ihren Irrthum einsahen, kamen sie beschämt in die Stadt zurück.

Der General Laudon aber hatte gemerkt, wie gefährlich ihm die Entfernung seines kleineren Corps von dem größeren russischen werden könnte. Und Tags darauf verließ er sein Lager, rückte mit Allem, Fußvolk, Reiterei und Kanonen, über die Oder und lagerte sich nahe der jenseitigen Vorstadt, dicht zur Seite des russischen Lagers, auf den grünen Wiesen nach der Oder zu.

Wer miteinander sterben will, muß auch miteinander leben: so machten es jetzt die Russen und Oestreicher, wie gute Kriegsgefährten

Ein preußischer gelber Husar.

An einem dieser Tage, am 8. oder 9. August, ereignete sich ein anderer Vorfall, bei dem nicht, wie bei den vorigen, König, Fedmarschall, Generale und dergleichen mitspielten, sondern bloß schlechtweg ein Husar und von den Feinden ein paar Kosaken. Im Kriege ists oft auch egal. Denn für seinen König und seinen General steht doch jeder brave Soldat, als wenn er beides selbst, König und General, wäre. Der rechte Stolz des braven Soldaten liegt immer darin, daß er mit Allem, was er hat, für seinen König, wie für sich selbst, einsteht. —

In der Mitte des Feldes, das zwischen dem Lager des Königs und der Stadt Frankfurt sich ausdehnt, in der Gegend des sogenannten Klingeberges scharmuzirte von den preußischen ein gelber Husar mit dreien Kosaken.

Einen von den Kosaken streckte der preußische Husar bald nieder; im Kampf mit den beiden andern hoffte er, seinem Säbel noch gute Ehre zu danken

Da wurde ihm unterm Leibe sein Pferd erschossen, und die beiden Kosaken hatten leichtes Spiel, wie er unter dem Pferde lag, seiner Herr zu werden. Gefangen, nahmen sie ihn in ihre Mitte und führten ihn nach Frankfurt.

Es ging vor die Hauptwache. Da saßen die Kosaken ab, gaben dem Husar die Pferde zu halten; selbst gingen sie in die Wachtstube und meldeten ihre Heldenthat. Auf dem Platze ging die Schildwacht auf und ab, und bewachte den Gefangenen.

„Wer den Augenblick verpaßt, mag sich die Schuld beimessen!“ dachte unser preußische Husar. Und plötzlich, wie der Posten im Hingehen ihm den Rücken zuwandte, saß er auf eins der Kosaken-Pferde, und spornstreichs ging es fort.

Bei den Russen gab es ein Husaren-Regiment, ähnlich wie das preußische. Nur am linken Arm waren die russischen durch eine weiße Verbrämung von den unsern zu unterscheiden. Geschickt band der Preuße um seinen linken Arm das weiße Taschentuch, das er hatte. So ritt er die große Straße vom Markte hinab, bog links zum Thore und mit gezogenem Säbel hinaus.

Verblüfft, wie die Wache am Thore war, ließ sie ihn durch. Erst als der kühne Reiter funfzig Schritte von ihr war, fiel ihr ein, daß es derselbe preußische Husar war, den sie wenige Augenblicke vorher als Gefangenen hatte passiren sehen. Sie gab Feuer; aber der Schuß fehlte.

Bei der äußersten Barriere kam der preußische Reiter an. Die russische Schildwacht wollte den Schlagbaum zuziehen; aber der Unsere machte sich mit dem Säbel Bahn.

Lange bevor der eine Kosak, der sein Pferd noch auf dem Markte fand, ihm nachsetzen und nahe kommen konnte, hatte der Unsere das preußische Lager schon erreicht. Das muntere Kosakenpferd mußte ihn um den Verlust des eigenen trösten.

Abwarten.

Während die Tage unter Vorgängen der Art verstrichen, war der König überall geschäftig gewesen, dem weiteren Verlauf des Krieges vorzusorgen.

Da sicher vorauszusehen war, daß der Russe sein Lager — wie die Schnecke ihr Haus — nicht verlassen werde, hatte er alsbald Vorkehrungen getroffen, zu ihnen auf die andre Seite der Oder zu kommen. Die Sache war aber umständlich. Denn bei der Eile, mit der die Märsche vollführt werden mußten, hatte der König die Geräthschaften zu Kriegsbrücken, Pontons, Kähne, Bretter, Taue, Anker, nicht bei sich. Alle Wagen waren seit langem bei seiner Armee abgeschafft. Nun mußte erst nach Stettin und Küstrin, nach den Oder-Festungen, geschickt werden, um von dort das Erforderliche herbeiholen zu lassen.

Bevor es angekommen war, ließ der König die Truppen der Ruhe pflegen und selbst mußte er — was ihm das Schwerste war — sich in Geduld finden und abwarten.

Der General Fink und sein Corps.

Am 9. August traf auch der General-Lieutenant von Fink aus Sachsen beim Könige an.

Er war so eben am 3. August nach Torgau gerückt, um Brot und Korn, alle Vorräthe, die für die preußische Armee dort aufgespeichert waren, vor den raubsüchtigen Banden der Reichstruppen zu schützen. Da langte vom Könige ein Feldjäger an und brachte ihm den Befehl: „ohne Zeitverlust mit seinem ganzen Corps zur Armee des Königs zu stoßen."

Der General von Fink mußte Magazine und Reichstruppen eilends im Stich lassen, nahm Fourage für seine Leute, so viel

sie schleppen konnten, und brach gleich am folgenden Tage auf. Er marschirte den Weg von Torgau über Luckau, Lübben, Storkow bis in die Gegend von Frankfurt in fünf Tagen bis zum 9. August.

Hier lagerte er zur Seite des Königs bei dem Dorfe Hohen-Jesar.

Das Corps des General von Fink bestand aus den drei Grenadier-Bataillonen: von Billerbeck, von Lubath und von Oesterreich; ferner aus den vier Musketier-Regimentern: von Bülow, von Zastrow, von Braun und von Hauß; endlich aus drei Kavallerie-Regimentern: den Kürassieren Prinz Heinrich von Preußen, den Dragonern von Meinicke und den Husaren von Belling; — in Summa aus elf Bataillonen und funfzehn Schwadronen, — etwa neun bis zehntausend Mann.

Mit diesen zusammen hatte der König, wie früher gesagt, acht und vierzig tausend Mann unter seinem Befehl.

Uebergang der Preußen über die Oder am 11. August.

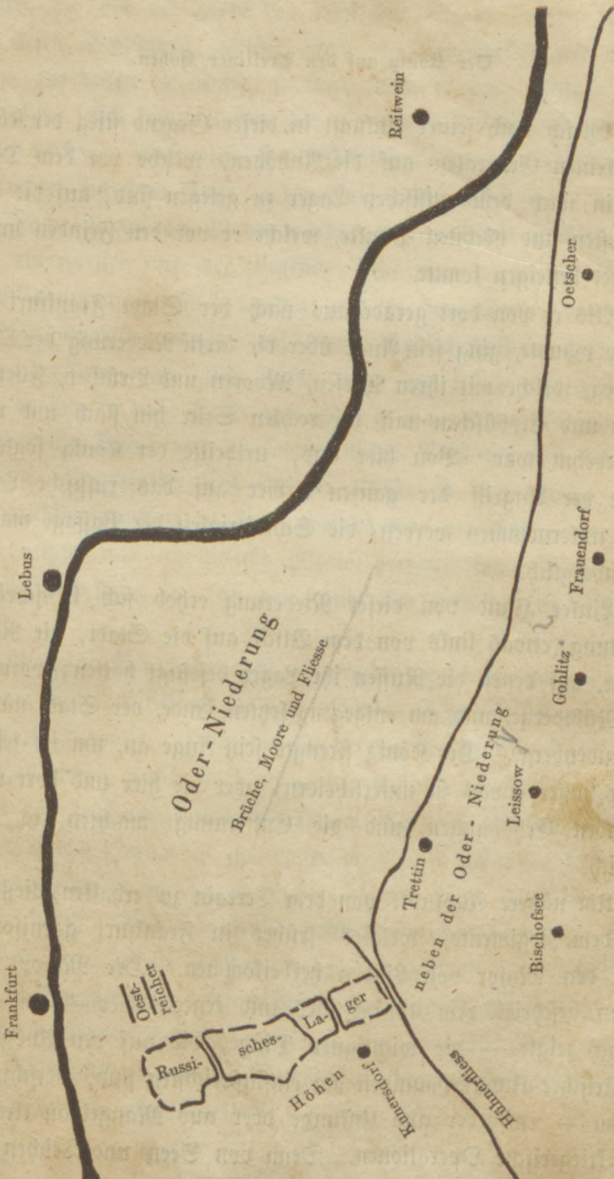
Als in der Nacht von eben diesem Tage zum folgenden die Pontons, Kähne, Bretter, Anker und Taue von Stettin und Küstrin die Oder hinauf bis etwa zwei Meilen nördlich über Frankfurt anlangten, ließ der König gleich am Morgen des nächsten Tages die Avantgarde, — die Grenadier-Bataillone Billerbeck, Lubath, Heyden, Bornstädt, Schwarz, Oesterreich und das Musketier-Regiment Bredow, — nach der Oder in die Gegend des Dorfes Reitwein vorrücken, wo sie die Arbeit der Pontoniere decken sollten. Da lagen in kurzer Zeit zwei Brückenjoche über dem Fluß, eines auf Pontons, das andere auf Oderkähnen.

Am Morgen des nächsten Tages, am Sonnabend dem 11ten August, stand die ganze preußische Armee vor den beiden Brücken, und sofort ging die Avantgarde hinüber, darauf die Infanterie; die Kavallerie setzte in der Nähe durch den Strom. Alle mußten ihr Gepäck, Feldgeräthschaft, Tornister und Mantelsäcke, auf jener Seite lassen, damit sie bei dem Uebergang und auf dem weiteren Marsche so leicht wie möglich seien. Oberst von Wunsch — mit den Musketier-Regimentern Gablenz, Anhalt-Bernburg, Treskow, dem Frei-Regiment Wunsch, dem Frei-Bataillon Collignon und mit fünf Schwadronen Malachowski — blieb zur Bewachung der Zelte und Bagage, und auch zu einem andern Zwecke, von dem wir bald erfahren werden, bei Reitwein, während die übrige Armee auf den Höhen von Oetscher aufmarschirte, eines Dörfchens, welches auf der rechten Seite der Oder den Brücken zunächst liegt.

Von Oetscher bis zum russischen Lager waren etwa anderthalb Meilen. Dazwischen liegen die Dorfschaften Frauendorf, Gohlitz, Leißow, Bischofssee, Trettin. In den vordersten, Frauendorf und Gohlitz, stießen die Preußen auf etwas russische Mannschaften. Ein paar Husaren machten sie ohne Mühe und ohne Verlust flüchtig. Und bis dicht an das russische Lager, kaum eine halbe Meile von der östlichen Flanke desselben ab, stand der Weg der preußischen Armee offen.

Hier nahm der König sein Lager zwischen Bischofsee und Leißow; der König selbst übernachtete in einem Bauernhaus von Bischofssee, die ganze Armee ohne Zelte unter freiem Himmel. Vor sich stellte er die acht Bataillone der Avantgarde mit den Husaren von Puttkammer und von Kleist, und mehr rechter Hand nach dem Dorfe Trettin zu das Reserve-Corps, welches aus acht Bataillonen und sechs und dreißig Schwadronen bestand, unter dem General von Fink.

Nro. I.


Reitwein
Oetscher
Lebus
Frauendorf
Oder-Niederung
Brüche, Moore und Fliesse
Gohlitz
Leissow
Trettin
neben der Oder-Niederung
Bischofsee
Frankfurt
Oest-reicher
Russi-sches-La-ger
Höhen
Kunersdorf
Hühnerfliess

Der König auf den Trettiner Höhen.

Gleich nach seiner Ankunft in dieser Gegend stieg der König mit seinen Generalen auf die Anhöhen, welche vor dem Dorfe Trettin nach dem russischen Lager zu gelegen sind, auf die entferntesten und höchsten Punkte, welche er vor den Feinden ungefährdet besteigen konnte.

Als er von dort gerade aus nach der Stadt Frankfurt die Blicke wandte, ging sein Auge über die breite Niederung der Oder hinweg, welche mit ihren Wiesen, Mooren und Brüchen, Fließen, Seen und Elsbüschen nach der rechten Seite hin flach und weit ausgedehnt war. Von hier aus, urtheilte der König sogleich, könne der Angriff der ganzen Armee auf das russische Lager nicht unternommen werden; die Schwierigkeit der Passage machte es unmöglich.

Linker Hand von dieser Niederung erhob sich in schräger Richtung, etwas links von dem Blicke auf die Stadt, die Reihe Berge, auf denen die Russen ihr Lager befestigt hatten; vornean die Mühlberge, und am entgegengesetzten Ende, der Stadt näher, die Judenberge. Der König strengte sein Auge an, um im feindlichen Lager etwas zu unterscheiden; aber die hier und dort vorliegenden Erhöhungen und die Entfernung machten es unmöglich.

Um nähere Auskunft von dem Terrain zu erhalten, ließ er von dem Regimente, welches früher in Frankfurt garnisonirt war, den Major von Linden herbeikommen. Der Major von Linden beschrieb dem Könige dies und jenes; aber — wie sich hernach zeigte — die wichtigsten Dinge, die auf den Ausgang militärischer Unternehmungen am einflußreichsten sind, verschwieg er ihm — entweder aus Unkunde oder aus Mangel an Urtheil über kriegerische Operationen. Denn von Seen und Teichen im

Walde, die vor der Front des russischen Lagers liegen, ferner von tiefen Schlünden, welche durch die Hügelreihe quer durch gehen, auf denen die Russen standen, sagte er ihm nichts. Und der König selbst konnte weder die Seen und Teiche, welche der Wald verbarg, noch diese Schlünde sehen, da quer vorliegende Schluchten sich dem Auge in der Entfernung nicht zeigen.

Noch ein anderer Mann wurde vor den König geführt, es war ein Förster aus der Gegend. Wie aber mußte der König unwillig und verdrießlich werden, als er den Mann, der alles Nöthige unfehlbar wußte, bei seinem Anblick Fassung und Besinnung verlieren sah. Der Föster hatte den König nie gesehen. Nun er ihm so nahe stand und selbst zu ihm reden sollte, schwindelten seine Sinne und er konnte nichts Verständliches hervorbringen. Vertraulich ließ sich der König zu ihm herab, aufs freundlichste sprach er zu ihm; aber es war vergebens, der Förster brachte nur undeutliche Worte hervor; seine Nachrichten waren mindestens so, daß der König sich nicht darauf verlassen konnte.

Vielleicht nur in Einem Punkt glaubte der König ihm trauen zu können; und der fiel gerade am folgenden Tage zu seinem größten Nachtheile aus. Denn als der König ihn deutlich fragte: ob die Oestreicher, welche im entlegensten Winkel der Niederung zur Seite der Judenberge und der Damm-Vorstadt lagerten, durch die Brüche hindurch zum Lager der Russen gelangen konnten? antwortete er — wie er es wußte — mit Nein. Und das war gerade falsch. Denn die Russen und Oestreicher hatten zur Verbindung ihrer beiden Stellungen durch das Bruch hindurch einen breiten Knüppeldamm aufgeworfen, auf dem Alles, Reiterei und Artillerie, bequem passiren konnte.

So stand es um die Nachrichten, die der König bei seiner Recognoscirung einsammelte.

Schlachtplan.

Eins war indessen gewiß, der Angriff, der unternommen werden sollte, konnte nur von der andern Seite her, aus der Gegend des Dorfes Kunersdorf, geschehen, wo die Höhen des russischen Lagers sanfter abfielen, und für die Bewegungen einer ganzen Armee leichter zugänglich schienen. Und nun — in der Nothwendigkeit, die letzten entscheidenden Beschlüsse zu fassen — überwand der König die Besorgniß der vorigen Tage so sehr, daß in seinem Geiste vielmehr eine kühne, gewaltige Idee entstand, ein Plan, der auf einen Sieg, wie er noch nie erfochten war, und auf gänzliche Vernichtung des Gegners berechnet war.

Der König wollte das feindliche Lager von seinem Flügel auf den Mühlbergen an aufrollen, hier mit Uebermacht die ersten Angriffe unternehmen, von dort weiter gegen die Mitte und den rechten Flügel nach Frankfurt zu attakiren. Wenn der Feind dann nur in der Flucht über die Oder noch Rettung suchen würde, sollte ihm auch diese der Oberst von Wunsch verwehren, der während der Schlacht auf der andern Seite des Flusses Frankfurt überrumpeln und die Brücken-Uebergänge mit Kanonen beherrschen sollte, so daß die Russen nur — entweder gefangen, oder erschossen oder ertränkt werden konnten.

Wir fragen, was gab dem Könige Muth und Zuversicht, solch einen Plan zu fassen, da er doch wußte, daß die Russen stärker waren als er? — Es ist überhaupt eine wunderliche Sache um Muth und Zuversicht. Wer sie hat, der wagt bald Dinge, die einem Andern unmöglich scheinen. Und gewiß, der Feldherr, der nicht auf Glück rechnet, und am äußersten Siege schon vorher zweifelhaft ist, wird niemals viel gewinnen. Das ist gerade der Heldengeist des Königs, daß er in demselben Augenblick, da er Alles zu verlieren befürchten mußte, vielmehr einen Plan fassen konnte, der Alles beim Feinde vernichten sollte.

Aber — wenn wir das auch wissen und den Feldherrn um seiner Kühnheit willen hochhalten, — was reizte den König zu diesem gewaltsamen, fast barbarischen Plan, seinen Gegner gänzlich zu vernichten? Sonst, wenn der Feldherr eine Schlacht unternimmt, ist er zufrieden, den Feind zu schlagen, ihn aus der günstigen Position herauszuzwingen, die er gerade einnimmt, er gönnt ihm Flucht und Rückzug. Diesmal aber sollte die russische Armee total vernichtet werden.

Zu diesem Entschluß zwang den König mehrerlei, vor Allem die ganze Lage des Krieges. Denn er mußte darauf bedacht sein, die Russen für lange Zeit unschädlich zu machen, damit er seine Kräfte gegen die Oestreicher nicht wieder schwächen brauchte. Andererseits aber reizte ihn dazu seine Stimmung gegen die Russen. Denn er war vornämlich gegen sie erbittert; erbittert, weil sie ohne ihr Verdienst ihm so viel Abbruch gethan hatten, weil nach seiner Meinung längst von den Russen keine Rede mehr sein brauchte, wenn die Kriegführung seiner Generale bisher besser gewesen wäre. Nun trieb ihn ein gewaltsamer Eifer, ein unmäßiger Haß, mit Einem kühnen Schlage die Versehen seiner Feldherrn wieder gut zu machen, zuerst die Fehler des Grafen Dohna, dann das Unglück des General Wedell.

Zwei Befehle.

Dies war die allgemeine Idee und der oberste Gesichtspunkt, nach dem der König die Schlacht am folgenden Tage unternehmen wollte. Ob der Plan sich werde ausführen lassen, zumal bis auf den letzten grausenvollen Ausgang, war freilich die Frage. Aber darauf kam es zuvörderst nicht an.

Nur etwas Anderes überlegte der König wohl. Es hatte sich nämlich — wir wissen nicht, woher? — die Meinung ver-

breitet, der Feind werde über Nacht seine Stellung verlassen. Für diesen Fall mußte überhaupt ein anderer Angriff geschehen.

Wir haben in der That zwei verschiedene Befehle des Königs für die ersten Unternehmungen am folgenden Tage: den einen darauf berechnet, daß der Feind in seinem Lager bliebe; den andern darauf, daß er über Nacht wegzöge. Wir lassen hier einen nach dem andern folgen.

Der erste Befehl.

„Dafern der Feind in seinem Posten stehen bleibt," — so lautete der erste Befehl des Königs vom 11. August, — „so marschirt die Armee morgen früh treffenweise links ab.

„Die Generale Fink und Schorlemmer bleiben mit ihren unter sich habenden Truppen auf ihren Posten stehen, lassen mit Tages Anbruch Reveille schlagen und im Lager soviel Lärm machen als möglich. Sobald der Tag anbricht, versammeln sich die bei diesem Corps zurückbleibenden Generale und reiten in Begleitung vieler Offiziere und Bedienten mit Handpferden, unter einer Bedeckung von Husaren vor, auf die Höhen, wo man das feindliche Lager sehen kann, vertheilen sich daselbst, reiten wieder zusammen, sehen durch Fernröhre und machen überhaupt solche Bewegungen, daß der Feind glauben müsse, der König sei damit beschäftigt, dessen Stellung sorgfältig zu beobachten.

„Wenn dies ohngefähr eine Stunde gedauert hat, so läßt der General Fink einige Bataillons und etwas Artillerie — doch nicht so nahe, daß sie der Feind mit Kanonen erreichen könnte — auf die Höhen rücken, damit der Feind auf den Gedanken komme, daß man ihn von dieser Seite angreifen wolle.

„Dies sind indeß nur Schein-Anstalten.

„Um 6 Uhr aber bricht der General Fink mit seinem Corps

wirklich auf, um des Königs Angriff zu unterstützen. Er besetzt alsdann die Anhöhen von Bischoffsee mit einer Batterie und einigen Bataillonen Infanterie, sodann die Anhöhen von Trettin ebenfalls mit Artillerie und Infanterie. Indeß muß er nicht eher zum Angriff schreiten, als bis die Armee des Königs anfängt zu feuern.

„Sollte der Feind einige Bewegungen in seinem Lager machen, um seine Front zu verändern, so kann er nach Maßgabe der Umstände davon mit Klugheit einen vortheilhaften Gebrauch zu machen suchen. Alsdann muß der General Schorlemmer mit seiner Kavallerie die Infanterie jederzeit zu unterstützen und Alles zurückzuwerfen suchen, was sich vom Feinde diesseits des Grundes zeigt, der längs dem Walde nach der Niederung fortgeht. —

„Unterdessen setzt die Armee ihren Marsch in zwei Treffen fort; das Grenadier=Bataillon Oesterreich an der Spitze des ersten Treffens, oder der ersten Kolonne Infanterie; vor dem ersten Treffen oder der ersten Kolonne marschirt der General Seydlitz mit der Reiterei, die unter seinen Befehlen steht. Der Prinz von Würtemberg hingegen folgt mit seinem Kürassier-Regiment und den Kleistschen, oder grünen Husaren auf die Infanterie des ersten Treffens, nämlich auf das Regiment Markgraf Karl, das auf dem rechten Flügel steht.

„Wenn die Armee aufmarschirt, so setzt sich der Herzog von Würtemberg mit der Kavallerie hinter den rechten Flügel des zweiten Treffens, die Husaren von Kleist müssen die Infanterie überflügeln. Eben dies beobachtet der General Seydlitz mit der Reiterei auf dem linken Flügel.

„Uebrigens muß bei dem Angriffe der rechte Flügel etwas vor, der linke aber zurückgehalten werden.“

Der zweite Befehl.

„Sollte der Feind in der Nacht aufbrechen und nach Reppen marschiren, so bricht die Armee um 3 Uhr auf und marschirt in drei Kolonnen nach Reppen.

„Der König glaubt, der Feind werde seinen rechten Flügel an Reppen, den linken an Neuendorf setzen und die Front durch den kleinen Bach decken, der sich in dieser Gegend befindet, doch aber von keiner Erheblichkeit ist.

„Wenn die Armee auf den Feind stößt, so marschirt die Avantgarde bei Neuendorf auf und der Angriff geschieht mit dem rechten Flügel. Die Kavallerie nimmt ihre Stellung wie bei dem vorigen Entwurfe.“ —

Dieser zweite Befehl war natürlich am folgenden Tage von keiner Bedeutung. Denn der Feind verharrte in seiner festen Stellung bei Kunersdorf.

Die beiden Oerter übrigens, Reppen und Neuendorf, welche in diesem Entwurf des Königs genannt werden, liegen, wenn man die Straße von Frankfurt nach Kunersdorf ziemlich in derselben Richtung weiter verfolgt, noch etwa eine Meile weit ab. Dazwischen aber liegt die große Neuendorfer Haide.

Die Russen am 11. August.

Als die Russen von der Entfernung der Preußen aus ihrem Lager bei Boßen und Wulkow die erste Kunde erhielten und wohl ahnten, daß sie nördlich von Frankfurt irgendwo über die Oder kommen würden, ging ihnen für's erste Kopf und Besinnung verloren. Daran dachten sie gar nicht, durch Patrouillen den Ort des Uebergangs zu erkunden und mit ein paar Kanonen den Bau der Brücke zu hindern. Alles, was sie vornahmen, war, als ob sie von einem unerwarteten Schrecken ganz benom-

men waren, und nicht wußten, was sie Vernünftiges thun sollten.

Eine Meile nördlich von Frankfurt liegt das Städtchen Lebus, und dicht gegenüber auf der andern Seite der Oder stehen ein paar Scheunen, die zu demselben Städtchen gehören. Dort schickten sie einige Mannschaft hin und ließen Häuser und Scheunen in Brand stecken.

Das Feuer brannte ihnen noch nicht nahe genug. Auch das Dorf Kunersdorf, welches — wie wir wissen — hart an den Rücken ihres rechten Flügels lehnte, ließen sie bis auf den Boden niederbrennen. Sie waren so hastig dabei, daß den armen Landleuten nicht das Mindeste zu retten gestattet wurde, nicht Kleidung, nicht Brot, nicht ein Stück Vieh. Wie sie da waren, Säuglinge im Arm, Kinder an der Hand, wurden sie durch das russische Lager nach Frankfurt transportirt. Und hinter ihnen brannte ihr Hab und Gut nieder.

Wollten die Barbaren am brennenden Feuer sich erfreuen — oder hatten sie an Grausamkeit ihr Labsal? Denn einen Zweck hatte der Brand von Lebus nicht im mindesten; aber der von Kunersdorf war ihnen geradezu nachtheilig. Jedenfalls wäre das Dorf am folgenden Tage ein Hinderniß für die Angriffe unseres Königs gewesen. Ein militärischer Augenzeuge und Berichterstatter, der damalige preußische Feuerwerker, nachmals General von Tempelhoff sagt mit seinen Worten: „Unschicklich und allen Grundsätzen der Stellungskunst zuwider war der barbarische Einfall, das Dorf Kunersdorf abzubrennen. Dazu hatten sie noch immer Zeit, wenn es die Umstände erforderten; nun aber räumten sie ihrem Gegner freiwillig eine Schwierigkeit aus dem Wege, die sehr schwer zu übersteigen gewesen wäre.“

So waren die Heldenthaten der Russen am 11. August beschaffen.

Zu gleicher Zeit gab es im Lager allerhand zu kehren und

zu schaffen. Die ganze russische Bagage wurde aus dem Lager hinweg, theils über die Brücke der Stadt und durch diese, theils über die beiden Schiffbrücken gefahren, welche der Graf Soltikow über die Oder hatte legen lassen. Vier und zwanzig Stunden lang dauerte der Transport ununterbrochen auf allen drei Wegen.

Auch noch anderer Dinge, die so lange sehr wünschenswerth erschienen waren, suchte man sich jetzt so gut und schnell wie möglich zu entledigen. Vieh, Rinder und Schafe, welche die Russen im Uebermaß aus der umliegenden Gegend erpreßt hatten, trieben sie jetzt wieder von sich, meist nach der Stadt; ließen sie laufen, wohin sie wollten; oder wer irgend einen Käufer fand, schlug sie los, wenn auch für das Geringste. Ein Hammel kostete an diesem Tage acht Groschen, ein Ochse einen Thaler. Einiges Vieh, das man nicht schnell genug fortbringen konnte, schlug man in der Eile todt; der Kosak lief dann hastig wenigstens mit dem Fell nach der Stadt und verkaufte es — für einen Tymf nach damaligem Gelde. Den abgezogenen Ochsen oder Hammel ließ er auf dem Felde liegen und kümmerte sich nicht weiter darum.

Endlich am Abend des Tages, als das preußische Heer bis auf eine halbe Meile dem russischen Lager nahe gekommen war, verordnete der Graf Soltikow auch noch etwas Nothwendiges. Er ließ die ganze russische Armee im Lager sich umstellen. Bisher hatten sie mit der Fronte nach der Oder-Niederung zu gestanden, von woher keinesfalls ein Angriff erfolgen konnte; denn der Abfall der Höhen dorthin war meistentheils steil und die Annäherung über die Niederung wegen der Brüche und Moore äußerst beschwerlich. Nun wandte sich die Fronte der russischen Armee nach der entgegengesetzten Seite, wo Kunersdorf gelegen war.

Der rechte Flügel kam auf die Judenberge bis auf den

Judenkirchhof: er stand unter dem Befehl des General=Lieutenant von Villebois; der linke unter dem Befehl des General=Lieutenant Fürsten Gallitzin rückte auf die Mühlberge; und das Laudonsche Corps Oestreicher, das in seiner Stellung verharrte, deckte jetzt den Rücken der Russen nach der Niederung zu.

Das ganze Lager war sehr stark verschanzt. Kanonen waren überall aufgefahren; hier und dort in einiger Entfernung von den Wällen Wolfsgruben gegraben, Verhacke aufgeworfen, ganze Bäume quer über einander gelegt, die den Angriff auf das Lager erschweren sollten. Seit dem 3. August hatten die Feinde Muße gehabt, ihre Stellung zu befestigen; nun war es wirklich ein äußerst starker Posten geworden.

Hinter all den Befestigungen wartete der Graf Soltikow mit Ruhe ab, was unser König gegen ihn vornehmen werde.

Die Nacht.

Die Sonne, die den Feinden wie den Freunden geleuchtet hatte, stieg hinab und schloß den Tag, den sie mit ihren Strahlen heiß und schwül gemacht.

Hier lagen Truppen, — dort lagen Truppen: dort in ungezählter Uebermacht, verschanzt im festen Lager; hier ein Jeder das Gewehr zur Hand, unter freiem Himmel und auf offenem Felde.

Das Dunkel kam und deckte Beide mit Einem Mantel zu, als lägen sie — wie Brüder — nebeneinander gesellt.

Wie aber werden sie morgen zusammentreffen?

Zweiter Abschnitt.

Die Schlacht.

Die Armee bricht auf.

Nicht lange nach 2 Uhr am Morgen des 12. August, noch ganz im Dunkel der sommerlichen Nacht, ging es durch die Reihen der schlafenden Preußen „auf, auf!“ Von Einem zum Andern, heimlich und geräuschlos, wanderte die Weckerstimme. Und das platt bedeckte, dunkle Feld begann sich zu regen, hob sich empor und wogte von Männern, von rüstigen Truppen, als wüchsen sie aus der Erde hervor.

In Reihe und Glied, wie sie geschlafen, standen sie bald da. Nur kurze Rast und ihr Marsch begann.

Wen es im Stillen trieb, sein Morgengebet vor dem Tagewerk zu verrichten, der mußte kurz mit seinem Gotte sein. „Herr, unsern König hüte gnädig! Dein Wille geschehe allemal!“

Wie mancher sprach ein Gebet zum letzten mal in dieser Stunde! —

Die Sterne leuchteten, das Morgenroth zog seine ersten Streifen. Da saß der König schon zu Pferde, die Fahnen wehten. Und vorwärts ging es, leisen Trittes, ohne Trompeten, ohne Trommeln.

Der König.

Der König ritt dem Zuge — voran, zur Seite, hinten, — wo er gerade zugegen sein, beobachten oder anordnen wollte. Er überzeugte sich, wo er bedenklich war; traf Arrangements, wie er sie brauchte. Das Kleinste hatte für ihn Bedeutung.

Fleißig bog er auch sein Pferd vom Marsche ab, nach rechts und links, erspähte die Wege und die ganze Gegend. Er wollte mit eigenen Augen sehen, was gestern sein Major und der Förster ihm nur schlecht hatten sagen können. So arbeitete er von früh an nicht minder als sein Dienst thuender jüngster Adjutant und seine Ordonnanzen.

Nicht bloß im Gefühl der Pflicht und seiner Stellung arbeitete er so, — sondern auch, weil er durch gewaltsame Anstrengung die schweren Gedanken abwälzen und zerstreuen wollte, die ihn Monate lang vorher gefoltert hatten und jetzt mit letzter Gewalt vor sein Inneres traten. Denn er wußte wohl und hielt die Lage der Dinge mit klarem Geiste immer wieder seiner Seele vor: „daß es an diesem Tage galt, den Staat zu retten, da er ihm fast verloren war, — daß es galt, kühner und unternehmender als je, aber auch um so viel besonnener zu sein.“

Der König wußte, was er seinem Geiste aufgeben konnte; Vertrauen zu sich selbst hat ihm nie gemangelt.

Aber dennoch — daß er fragen mußte: „werden wir, wenn der Tag zu Ende ist, ein Danklied oder einen Bußpsalm singen?“ — das Bedenken regte ihn durch die ganze Seele auf, zog seine Sinne straff zusammen und steigerte seine Kräfte gewaltsam und unheimlich.

„Es ist ein verzweifelter Entschluß!“ rief er vor sich hin: „aber der Nothwendigkeit muß man sich fügen. Wie Alles auch kommt, wir müssen durch und wollen das Aeußerste wagen!“

Und vorwärts ging es, — immer vorwärts.

Marsch der königlichen Armee.

In dem Lager bei Bischoffsee und Leißow war die preußische Armee die Nacht hindurch nur eine halbe Meile von dem östlichen Posten der russischen Stellung, von den Mühlbergen, entfernt gewesen, — aber ganz zur Seite des lang gestreckten feindlichen Lagers. Von hier wollte der König die Truppen nun so dirigiren, daß sie die ersten Angriffe auf denselben östlichen Posten, den linken Flügel, — aber von der Fronte des Lagers, also aus der Gegend von Kunersdorf her, machen konnten.

Wenn der König den nächsten geraden Weg hätte einschlagen können, wäre es ein kurzer Marsch gewesen. Daran hinderte ihn aber seine Absicht, den Russen zu verbergen, wo sie angegriffen werden sollten, und außerdem auch die Beschaffenheit des Terrains.

Denn zwischen Bischoffsee und dem russischen Lager waren die passirbaren Wege, zumal für eine zahlreiche Armee, sehr spärlich. Weit links von dieser Stelle beginnt und erstreckt sich bis dicht an die östliche Flanke des russischen Lagers eine große zusammenhängende Reihe von Seen, Teichen, moorigen Vertiefungen, die nur an wenigen Stellen den Uebergang einer Armee gestatten. Ein kleines fließendes Wasser, „Hühnerfließ“ genannt, welches theils durch jene Brüche und Seen hindurch, theils neben ihnen her, in der Nähe des Lagers aber dicht an der genannten östlichen Flanke in einem tiefen Grunde, dem sogenannten „Bäckergrunde“ vorbeiläuft, erschwert die Passage noch um ein Bedeutendes.

Diese Hindernisse des Bodens mußte der König überwinden und zog deshalb weit weg von Bischoffsee immer mehr nach links.

Zuerst ging der Zug gerades Wegs schnell und ungehindert wohl eine Meile weit. Da gelangten sie an das Dickicht der Neuendorfer Forst; und in den Wald einbiegend, ging die

Armee auf zwei dort befindlichen Brücken, auf der „faulen Brücke“ und der „Strohbrücke“ über das Hühnerfließ. Es dauerte lange, bis alle Truppen die schmalen Stege passirt hatten.

Endlich als es geschehen war, breitete die Armee sich wieder immer weiter links im Walde aus. Aber der Wald barg große unerwartete Uebelstände. Wenn der König die Gegend genauer gekannt hätte, wären sie leicht vermieden gewesen.

Der linke Flügel stieß abermals auf Teiche und konnte, als die Armee gegen das russische Lager vorrücken sollte, nicht weiter. Der König sah wohl, daß er eine große Strecke links umsonst gezogen war, es mußte wieder „rechtsum kehrt!“ und zurückgegangen werden. Aber mit welcher Schwierigkeit! Im Walde ist dem Fußvolk und den leichten Reitern schon schwer, in einiger Ordnung nur vorzurücken; nun aber umkehren — und mit dem groben Festungsgeschütz. Die Kanonen, zumal die Zwölfpfünder, welche mit zwölf Pferden bespannt waren, mußten abgeprotzt werden, mühsam umgedreht, die Pferde herumgeführt und endlich wieder vorgelegt werden. Es ging viel Zeit darüber verloren und kostete große Anstrengung.

„Das Tagewerk fängt übel an,“ sprach der König verdrießlich, „verlorne Zeit, verlorne Kräfte!“

Weit über zehn Uhr Vormittags war es geworden, bis die Armee an dem Saum des Waldes aufmarschirt war, der nach der Seite von Kunersdorf lag. Fast acht Stunden eines anstrengenden Marsches waren erforderlich gewesen, um die Armee nur in die Stellung zu bringen, von wo der Angriff auf die Feinde beginnen konnte, — in eine Stellung, die auf geradem Wege kaum eine Meile von Bischoffsee und Leißow entfernt war.

Der General Fink mit dem Reserve-Corps.

Die Russen hatten keine Ahnung von den Dingen, die sich im Walde dicht vor ihnen, kaum eine viertel Meile von ihrem Lager vorbereiteten. In dieser Unkunde hielt sie theils ihre eigene Unvorsichtigkeit, — sie dachten ja trotz der großen Nähe des preußischen Heeres nicht im mindesten daran, Patrouillen über die Schanzen ihres Lagers hinaus auf Kundschaft auszuschicken, — theils aber wurden sie auch durch die Anordnungen getäuscht, welche unser König schon am gestrigen Tage zu diesem Zweck getroffen hatte.

Denn der General Fink, welcher mit dem Reserve-Corps bei Bischoffsee stehen geblieben war, breitete nach des Königs Befehl vom frühen Morgen an ein Blendwerk vor ihren Augen aus, das sie ganz und gar auf falsche Gedanken brachte.

Gleich mit Tages Anbruch ließ er Reveille schlagen. Der Lärm von seinem Lager mußte bis zu den Russen hinüberdringen, so daß sie nach dieser Gegend ihre Aufmerksamkeit wandten.

Als darauf die Sonne aufging, versammelten sich um den General Fink die obersten Offiziere seines Corps. Jeder hatte ein und zwei Bedienten im Gefolge, sämmtlich auf Pferden; dazu ein Trupp Husaren, — die fanden sich alle zu gleicher Zeit auf den Höhen vor Trettin, näher zum russischen Lager, ein. Da ritten sie bald auseinander, bald kamen sie wieder zusammen; immer aber sahen sie durch Fernröhre, aufmerksam nach dem russischen Lager hin.

Das Schauspiel verfehlte seine Wirkung nicht. Denn kaum, daß die Russen es gewahrten, da sprachen ihre Generale untereinander: „es ist hinlänglich sicher, daß der König von Preußen dort beschäftigt ist, unsere Stellung zu rekognosciren." Man dachte nicht daran, die preußische Hauptmacht anderswo zu vermuthen.

Der General Fink setzte darauf sein Schauspiel fort. Nach Verlauf einer Stunde und etwas drüber ließ er einige Bataillone Infanterie und auch etwas Artillerie auf die Höhen rücken. Da war man im russischen Lager gleich außer Zweifel, daß der Angriff der Preußen von dieser Seite erfolgen werde. Und man begann, auf die erste Gegenwehr an dieser Stelle sich vorzubereiten.

Wie nun der Tag gemach weiter vorrückte, brachte der General Fink wirklich immer mehr Geschütze, Fußvolk und Reiterei auf die Höhen, rückte sie dem russischen Lager allmälig näher und ordnete seine ganze Macht zum Angriff. Es war alles Nöthige geschehen, um aus dem Spiel Ernst werden zu lassen.

Aber — „fürs erste," sprach der General Fink, „haben wir das Unsere gethan; der Feind hat seine Zelte abgebrochen und ist auf uns gespannt."

Er wartete nun, daß er die Kanonen des Königs den Angriff auf die Feinde beginnen hörte. Alsdann, war seine Ordre, sollte er den Angriff vom Rücken her gleichzeitig unterstützen.

Die Gegend zwischen Wald und Lager.

Bevor wir die Schlacht beginnen lassen, müssen wir die Gegend kurz beschreiben, die der König selbst nun erst näher kennen lernte, und in der er gleichwohl den Angriff auf das russische Lager schon festgesetzt hatte.

Der Rand der Neuendorfer Forst, dahinter der König mit seinen Truppen verborgen stand, ist hier, wo er dem linken Flügel des russischen Lagers gegenüber liegt, etwa zwei- bis dreitausend Schritte von den Schanzen entfernt. Weiterhin zieht er sich ziemlich in derselben Entfernung fast eine halbe Meile lang immer dem russischen Lager gegenüber, so daß er auch von der Mitte desselben eben so weit, zwei- bis dreitausend Schritte, ab-

liegt. Darüber hinaus aber gegen den rechten Flügel nähert er sich den feindlichen Verschanzungen immer mehr und stößt endlich ganz dicht daran. *).

Dem Raume nach also hätte der König wohl ein hinreichendes Feld zum Angriff gehabt; eine Fläche von ungefähr einer viertel Meile Breite und einer halben Meile Länge; denn die äußersten Punkte des linken und rechten Flügels der russischen Verschanzungen waren noch weiter, gut drei viertel Meilen, von einander entfernt.

Auch daß der Boden der Gegend ziemlich eben war, — bloß den Bäckergrund, den wir schon kennen, und einige Erhöhungen ausgenommen, die überdies zum Aufstellen von Batterien sehr geeignet waren, — dies Alles paßte zu den Wünschen des Königs vortrefflich. Wenn außerdem nichts von der Gegend gesagt werden müßte, wäre Alles gut gewesen.

Aber ein anderer, äußerst ungünstiger und beschwerlicher Umstand zeigte sich bald. Denn an jene Teiche und Brüche, auf welche der König beim Aufmarsch im Walde gestoßen war, reihen sich noch mehre, größere Teiche und Seen, die in ziemlich grader Richtung weit in das freie Feld bis ganz dicht an das Lager hingehen. Von weitem wird man sie nicht viel gewahr; erst wenn man ziemlich dicht daran ist, sieht man die steilen Einschnitte und plötzlichen Vertiefungen. Sie durchschneiden die Gegend vor der Front der russischen Schanzen in zwei Hälften, die miteinander fast in gar keiner Verbindung stehen. Denn sie liegen so dicht, einer neben dem andern, und der Boden zwischen ihnen ist so sumpfig und moorig, daß sie nur an einer einzigen Stelle, und dort auch nur eine sehr schmale, langsame und beschwerliche Passage für Fußvolk und Reiterei öffnen.

---

*) Der Name des Waldes ist hier übrigens nicht mehr „Neuendorfer Forst," sondern nach dem Dorfe Schwetig, zu dem er gehört, „Schwetiger Grundhaide."

Wir werden sie fortan die „Seen und Teiche von Kunersdorf“ nennen; denn um den Rand des letzten und größten dieser Teiche, der dem russischen Lager zunächst war, hatten bis auf den gestrigen Tag die Häuser des Dorfes Kunersdorf gestanden.

Zwischen ihnen und dem Hühnerfließ, das wir früher beschrieben haben, ist an der Stelle, wo der Wald endigt und wo der König mit seinen Truppen hielt, nur etwa eine viertel Meile Entfernung. *) Hier also — entweder auf einem sehr beschränkten, oder auf zweien, durch Seen und Teiche fast außer Verbindung gesetzten Feldern — sollten die Truppen zum Angriff geordnet werden. Es war eine Aufgabe, die einem andern Feldherrn als Friedrich dem Großen vielleicht den Muth zum Kampf und die Hoffnung auf Sieg sogleich benommen hätte.

Aufstellung der ganzen preußischen Macht.

Der König ließ den rechten Flügel seiner Armee im Walde dicht an das Hühnerfließ lehnen.

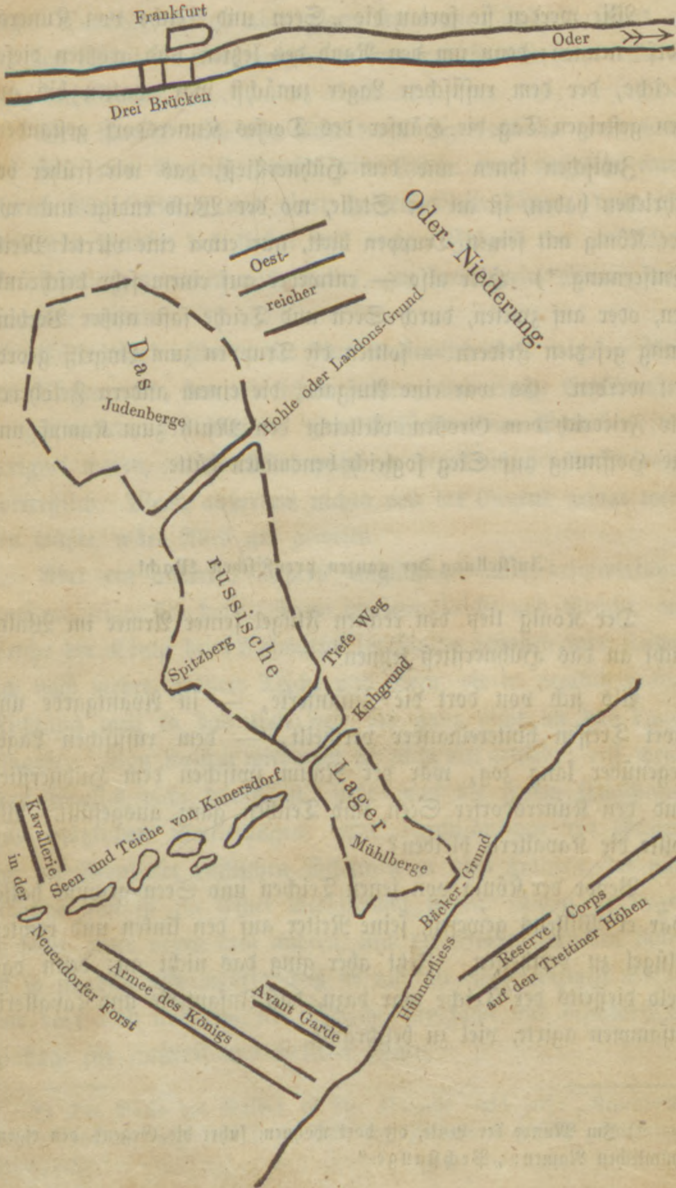
Als sich von dort die Infanterie, — in Avantgarde und zwei Treffen hintereinander vertheilt, — dem russischen Lager gegenüber lang zog, war der Raum zwischen dem Hühnerfließ und den Kunersdorfer Seen und Teichen ganz ausgefüllt. Wo sollte die Kavallerie bleiben?

Bevor der König von jenen Teichen und Seen gewußt hatte, war er Willens gewesen, seine Reiter auf den linken und rechten Flügel zu vertheilen. Jetzt aber ging das nicht an: denn das Feld diesseits der Teiche war dazu, daß Infanterie und Kavallerie zusammen agirte, viel zu beschränkt.

---

*) Im Munde der Leute, die dort wohnen, führt die Gegend den eigenthümlichen Namen: „Pechstange.“

Nro. II.


Frankfurt
Oder
Drei Brücken
Oder-Niederung.
Oest-
reicher
Das
Judenberge
Hohle oder Landons-Grund
russische
Spitzberg
Tiefe Weg
Kuhgrund
Lager
Seen und Teiche von Kunersdorf
Kavallerie
in der
Neuendorfer Forst
Mühlberge
Bäcker-Grund
Hühnerfliess
Reserve Corps
auf den Trettiner Höhen
Armee des Königs
Avant Garde

Er wußte sich nicht anders zu helfen als damit, daß er die Kavallerie unter General Seydlitz und Prinz von Würtemberg um die Teiche herum auf jene Seite ziehen ließ: dort sollten sie sich hinter einer Anhöhe setzen, die daselbst vor dem Walde befindlich war, und den Ausgang der Infanterie-Attaken fürs erste abwarten. Und nur um die Infanterie diesseits der Teiche nicht ganz von Reiterei zu entblößen, ließ er einige wenige Schwadronen Kürassiere und Dragoner hinter ihrem linken Flügel halten.

Die Reiterei war auf diese Weise zwar untergebracht; aber ihre größte Stärke von dem ersten Angriffsfeld gänzlich abgeschnitten.

Immer jedoch war die Macht des Königs, — die seiner Armee mit der des Reserve-Corps zusammengenommen, — dem linken feindlichen Flügel gegenüber durchaus imposant. Denn rechter Hand von der königlichen Armee würde diese mit dem Corps des General Fink zusammengestoßen sein, wenn dort nicht das Hühnerfließ gewesen wäre. Die Trettiner Höhen, auf denen dies letztere aufgestellt war, sind ja von der Neuendorfer Forst nur durch die Vertiefung jenes Fließes getrennt.

Wenn wir also dieses Hühnerfließ wegdenken und die Stellung beider Armeen, der Königlichen und des Finkschen Reserve-Corps, als Eine zusammenhängende vorstellen, so müssen wir uns das Bild eines beinahe regelmäßigen Halbkreises machen, der ziemlich dicht, etwa in der Entfernung einer viertel Meile, um die östliche Verschanzung d. i. um den linken Flügel des russischen Lagers herumgezogen war.

Da wo der rechte Flügel der königlichen Armee stand, war die Hauptmacht versammelt: hier war die Avantgarde in zwei Treffen hintereinander aufgestellt; von hier aus sollte der erste Angriff geschehen. Hier war — so zu sagen — der feste Körper der ganzen preußischen Macht, der Stand haltende Mittel-

punkt: und zu beiden Seiten, nach rechts und links, breiteten sich — dort das Finksche Corps, hier die Infanterie und am äußersten Ende auch die Kavallerie des Königs — wie lange gepanzerte Arme eines Riesenleibes aus, die das russische Lager auf den Mühlbergen gewaltig umfassen und womöglich erdrücken wollten. —

Bevor der König nun zum Angriff schritt, kam es ihm darauf an, erhöhte Punkte, so viel er vor dem Walde nach dem russischen Lager fand, mit Batterien möglichst stark zu besetzen, damit die Linien der Feinde, durch Kanonen-Salven zuerst ein wenig erschüttert, dann dem Sturm der Bataillone desto sicherer erlägen. So war der Plan des Königs für den ersten Angriff.

Da ereignete sich an einem Punkte eine ungeschickte Uebereilung, die den wohl berechneten Plan des Königs fast vereitelt hätte.

Mißverständnisse hier und dort.

Der König hatte den Kommandeuren der Batterien befohlen, „nicht eher zu feuern, — was auch geschähe! — als bis er es verordnen würde.“

Als nun die schweren Geschütze, aus dem Schatten des Waldes hervor, auf die Erhöhungen gefahren wurden, die vor dem Blick des Feindes ganz frei lagen, konnte es nicht lange mehr dauern, daß den Russen die Umzingelung ihres linken Flügels verborgen blieb. Und wirklich, als nur gerade die ersten Kanonen schußfertig hier und dort aufgefahren waren, schickte der Feind schon, um zu rekognosciren, verschiedene Trupps Kosaken aus den Verschanzungen des Mühlbergs heraus. Die Kosaken kamen einer von den Batterien so nahe, daß die preußischen Kanoniere im übermäßigen Eifer, die Schlacht zu beginnen, gegen den Befehl des Königs ein paar Schüsse unter sie feuerten.

Der König wurde aufs höchste zornig. Eiligst sprengte er nach der Seite hin, schalt und verwies die Thorheit mit derben Worten und verbot das fernere Schießen.

Die russischen Kanonen nahmen indessen das Signal der preußischen sogleich auf: und einige Granaten kamen alsbald nach der Seite geflogen, von wo die preußischen Schüsse gefallen waren.

Wer weiß, ob der Anfang der Schlacht so glücklich abgelaufen wäre, wie sichs hernach ereignete, wenn nicht auch im russischen Lager auf diesen Allarm der Befehlshaber Graf Soltikow herangesprengt wäre und nach der Ursache des Schießens gefragt hätte.

Es wurden ihm die preußischen Kanonen am Rand des Waldes gezeigt; er strengte selbst sein Auge an, ihre Zahl zu ermessen. Aber etwas Erhebliches wollte er nicht darin finden. Er sprach mit verdrießlichen Mienen von unzeitiger Verwirrung, voreiligen Feindseligkeiten, und gab entschieden den Befehl, das Feuern noch ganz einzustellen. Sorglos ritt er darauf nach der andern Seite seines Lagers zurück, wo er — weiß Gott, was für wichtige Anordnungen zu treffen hatte.

Der König lachte und ärgerte sich, als die Kanonen der Feinde wieder schwiegen. „Gewinne ich die Schlacht," sprach er bei sich, „so ists mir kaum zum Ruhme, solch einen blöden Feind geschlagen zu haben."

Auf diese Weise geschah es, daß unser König volle Zeit gewann, alle seine Kanonen aufzufahren, wie es zum gemeinsamen kräftigen Angriff zweckmäßig war.

Die Schlacht beginnt.

Vor dem Rand des Waldes, dahinter die Armee des Königs verborgen war, erheben sich drei Hügel: der eine — ganz rechter

Hand, dicht zur Seite des Hühnerfließes, er wird abwechselnd „Kleistberg“ oder „Walkberg“ genannt; der andere — weit links davon, zwischen dem Walde und Kunersdorf, gewöhnlich der „kleine Spitzberg,“ dann und wann auch der „Seydlitzberg“ genannt; und ein dritter ziemlich in der Mitte zwischen beiden, der aber so unbedeutend ist, daß er mit keinem besonderen Namen genannt wird: eine ganz niedrige Erhöhung zur Seite des Weges, der von Kunersdorf durch die Neuendorfer Forst nach Drossen führte.

Hier pflanzte der König seine Batterien auf, die stärkste auf dem Walkberge.

In der kreisförmigen Verlängerung dieser Reihe, über das Hühnerfließ hinaus, standen bereits die Kanonen des General Fink, in zwei Batterien vertheilt und geordnet, auf den Trettiner Höhen.

Um halb zwölf Uhr Mittags war der König mit dem Arrangement so weit, daß er das Kommando zum Feuern gab. Der alte, ehrwürdige und fromme Oberst von Moller leitete es mit Umsicht und Eifer. Etwa sechzig Kanonen warfen ihre Ladungen dem russischen Lager zu.

Am verderblichsten wurde dem Feinde die Batterie auf dem Walkberge, denn diese war in der geraden Verlängerung des russischen Lagers aufgefahren und bestrich die ganzen Linien der feindlichen Stellung. Die Kanonen konnten alle sicher gerichtet werden, keine Kugel brauchte fehlen, und alle sausten in verschiedenen Aufschlägen bis über Kunersdorf hinweg. So wurde die entsetzlichste Verwüstung in den Bataillonen der Russen angerichtet.

Freilich noch größer wäre die Wirkung gewesen, wenn die Kanonen näher an das russische Lager hätten gebracht werden können. Die nächste Batterie war doch noch 1950 Schritt von

den feindlichen Verschanzungen entfernt. Dennoch war das Feuer der Unsern dem der Russen bei weitem überlegen.

Die Russen standen gegen uns in großem Nachtheil. Denn während die preußischen Kanonen von einem weiten Umkreis aus alle auf Einen Punkt, auf die östliche Flanke des russischen Lagers, zusammengeführt werden konnten, mußten die Russen die ihrigen von Einem Punkte aus auf einen drei viertel Meilen langen Umkreis zertheilen. Da war es natürlich, daß, obgleich sie fast hundert Kanonen und Haubitzen gegen unsere sechzig in Thätigkeit setzen konnten, dennoch nur ein außerordentlich geringer, fast gar kein Schaden unter den Preußen angerichtet wurde.

Weil die Russen dies wohl einsahen, wollten sie wenigstens auf andere Weise durch die Kanonade sich Vortheil verschaffen.

Vor den Mühlbergen, auf welchen der linke Flügel des russischen Lagers verschanzt war, liegt die breite und lange Vertiefung, der „Bäckergrund," dessen wir schon mehrmals erwähnt haben, — eben das Thal, in welches das Hühnerfließ nach der Oder-Niederung zu ausläuft, — und jenseits dieses Bäckergrundes erheben sich der Walkberg und die Trettiner Höhen, auf denen, wie wir wissen, die eine Batterie des Königs und die zwei des General Fink aufgefahren waren. In diesem Bäckergrunde hatten die Russen einen ihrer stärksten Verhacke angebracht, große ausgewachsene Baumstämme mit ihren Zweigen und Aesten quer gegeneinander gestützt.

Auf diesen Verhack sahen es die Russen mit der Kanonade ab; sie suchten ihn in Brand zu stecken, um wenigstens den zu erwartenden Angriff der Preußen etwas zu erschweren. Granaten flogen hin, eine über die andere: und bald war es so weit, daß die Bäume des Verhackes hochauf brannten.

Die Granaten zersprangen, die abgeschossenen Aeste krachten und fielen nieder, die Bomben sausten und die Kanonen dröhnten:

und all der fürchterliche Lärm hallte im Walde verdoppelt wieder. Es war eine wilde Scene, ein grauenvolles Lärmen und Toben. Die Krieger des großen Königs, welche alle seine Schlachten mitgemacht hatten, erinnerten sich nur noch bei Torgau etwas ähnlich Gewaltiges und Furchtbares erlebt zu haben.

Doch war es — für die Preußen wenigstens — nur wie ein Feuerwerk zum Vorspiel der Schlacht: dem Eindruck nach, mit dem es die Sinne benahm, gewaltig; aber in der Wirkung unbedeutend.

Die Kanonade dauerte etwa eine halbe Stunde, bis der König die Linien der Feinde genug zerrüttet glaubte und den Befehl gab, daß die Avantgarde den Sturm auf die Schanzen beginne.

Attake auf die Mühlberge.

„Die Bataillons der Avantgarde vor!" —

„Ihr wißt, Kinder," redete sie der König an, „der Russe steht seinen Mann und kämpft mit Beharrlichkeit; einem leichten Angriff ergiebt er sich nicht. Nun tapfer! Nehmt ihre Batterien und ihre Schanzen!"

Die Avantgarde war in zwei Treffen hintereinander gestellt; voran die vier Grenadier-Bataillone Billerbeck, Lubath, Heyden und Bornstedt unter dem Kommando des General-Major von Schenkendorf; darauf im zweiten Treffen die zwei Grenadier-Bataillone Schwarz und Oesterreich und das Musketier-Regiment Bredow unter dem Befehl des General-Major von Lindstedt.

Die Bataillone sämmtlich, unter ihnen besonders die beiden des Musketier-Regiments Bredow waren nicht wenig stolz, daß ihr König sie ausgezeichnet hatte, seinem Siege die erste Bahn zu öffnen.

Sie traten aus dem Walde hervor, formirten sich in graden Linien und marschirten den Abhang zum Bäckergrunde hinab.

Gemessen in schnellen Schritten gingen sie vor. Die Batterien der Preußen feuerten unterdessen wacker fort; hoch über ihren Linien flogen die befreundeten Kugeln vor ihnen her zum russischen Lager. Aber auch die Russen feuerten um so wilder. Nichtsdestoweniger marschirte die Avantgarde, als wäre sie auf dem Exercierplatze. Sie mußte durch das Verhack sich durcharbeiten, mußte mehrmals, wo das Terrain dem graden zusammenhängenden Marsche hinderlich war, auseinander gehen, dann zusammen kommen; aber alle Bewegungen waren wie vor dem General, der Parade abnimmt.

„Seht ihr meine braven Truppen?" fragte der König die Offiziere an seiner Seite.

Freilich an diesen tadellosen Bewegungen der Unseren hatten die Russen auch einen gewissen Theil; ihr militärischer Unverstand erleichterte den Preußen die erste Attake. Waren doch ihre Verschanzungen auf den Mühlbergen so eingerichtet, daß sie in den vorliegenden Grund nicht hineinsehen, geschweige ihn mit Kanonen bestreichen konnten. Alle Kugeln vom russischen Lager flogen über die Tiefe des Bäckergrunds hinweg.

Erst als die preußischen Bataillone auf die höhern Stufen der Mühlberge gelangt und etwa hundert Schritt von den Verschanzungen entfernt waren, wurden sie — nun aber mit vollen Ladungen Kartätschen aus allen feindlichen Geschützen empfangen und die russischen Bataillone mit dem kleinen Gewehrfeuer waren auch nicht müßig.

Die Preußen brachte das jedoch nicht außer Fassung. Sogleich gaben sie den Russen ihre Gewehrladung zur Antwort; dann verdoppelten sie die Schritte, fällten das Gewehr, sprangen in den Graben, erkletterten die Verschanzungen, und — theils mit dem Bajonet, theils nach einigen Salven schlugen sie die Russen aus ihrer Stellung heraus: von einer Batterie zur andern, so daß die Preußen immer mit den Flüchtigen zugleich an eine

neue kamen. Das Ungestüm der Avantgarde rollte alle russischen Besatzungen wie über einen Knäuel, so daß, wer nicht zertreten werden wollte, in eiligster Flucht sich retten mußte.

Die feindlichen Generale bemühten sich vergeblich, Ordnung gegen die Unsern herzustellen, ließen neue Regimenter Front gegen die preußische Avantgarde machen; aber ein Regiment nach dem andern wurde geworfen.

Der Verlust der Russen in der ersten Viertelstunde des wirklichen Angriffs war ungeheuer. Der ganze linke Flügel in unordentlicher Flucht zerstreut; etwa siebzig Kanonen in den Händen der Preußen; und der starke, so lange für unangreifbar gehaltene Posten war auf der linken Flanke ganz in unserer Gewalt.

Die Avantgarde hatte der kühnen Schnelligkeit, womit sie verfahren war, zu danken, daß sie beim ersten glänzenden Siege über eine gewaltige Uebermacht nur etwa 200 Mann verloren hatte.

Wäre hier Kavallerie zur Hand gewesen!

Wäre hier sogleich Kavallerie zur Hand gewesen, — hei, was hätten die Schwadronen im Galopp niederrennen müssen! was hätten die Säbel und die Pallasche blitzen sollen!

Denn auf der ganzen Strecke von den Mühlbergen herab bis Kunersdorf und darüber hinaus standen in unordentlichen Haufen Russen und Russen. In der Flucht über die Verschanzungen ihres Lagers hinweg, waren sie völlig aus dem Zusammenhang gebracht und hatten alle Haltung verloren. Ohne Führung, ohne Unterstützung, wußten sie kaum, wie ihnen geschehen war, viel weniger, was sie thun sollten. An manchen Orten bis zu hundert Mann hoch, wären sie im Spiel eine Beute der anrückenden Kavallerie geworden, wenn diese nur sogleich hätte zur Stelle sein können.

Aber wir wissen, wo die Kavallerie hielt. Dragoner und Kürassiere standen viel zu weit ab und konnten gar nicht erholt werden. Der kühne Seydlitz und der brave Prinz von Würtemberg mußten den günstigen Moment ganz verpassen, und die Regimenter des Fußvolks mußten den Kampf allein weiter führen.

Ein anderer Uebelstand.

Und noch ein anderer Uebelstand machte sich sogleich bemerkbar. Denn da die Bataillone der Avantgarde mit starkem Schritt avancirt waren und den Sturm fast im Nu vollführt hatten, waren die Kanonen, die ihnen zugetheilt worden, weit dahinter geblieben. Und jetzt, da man sie auf den Mühlbergen am besten hätte brauchen können, waren sie kaum auf halbem Wege.

Die Kanoniere unserer Tage werden sich darüber wundern. Wir haben allerdings jetzt bessere Bespannung, das Geschütz ist in Allem leichter und behender geworden, so daß die Kanonen auch beim Sturm nicht viel hinter den Bataillonen zurückbleiben brauchen.

Damals aber ging es langsamer und beschwerlicher mit dem groben Geschütz; erst gemach kamen einige nach, — aber nur in mäßiger Zahl.

Der König gewahrte den Uebelstand sogleich und befahl: „noch vier Zwölfpfünder auf die Mühlberge dem Feinde in die Flanke!“

Auch dies grobe Geschütz kam langsam den Berg hinauf. Die Kanoniere feuerten wacker. Bald aber sahen sie die hundert Kugeln, welche jede Kanone bei sich führte, verschossen und frische Munition war nicht zur Hand.

„Wir stehen den schlechtesten Posten in der Schlacht,“ schmollten die braven Soldaten, „mitten drin — und können

doch nur Zuschauer sein!" Sie mußten lange müßig bleiben und glaubten nicht, daß sie dem Feinde in der Mitte und auf der rechten Flanke seines Lagers erheblich beigekommen waren.

Stillstand.

Ueberhaupt nachdem die Avantgarde den ersten nachdrücklichen Stoß dem russischen Klumpen gegeben hatte, trat einen Augenblick lang mit den weiteren Fortschritten ein Stillstand ein.

Es war natürlich. Denn bei dem Sturm, der die Russen ganz in Unordnung und Flucht gebracht und weithin zersprengt hatte, waren die preußischen Bataillone selbst ein wenig aus der graden Linie gekommen. Wer da weiß, wie es im Sturme zugeht, wird sich das nicht wundern lassen.

Die kommandirenden Generale Schenkendorf und Lindstedt hatten Mühe, ihre Bataillone in der Eroberungslust und Wuth zu bändigen; nur allmälig hörten die Soldaten auf die Signale und Kommandos: „Halt! richtet euch!" und langsam geschah es, daß Alles wieder in Reihe und Glied, in Schick und Ordnung kam.

Unterdessen ruhte der Kampf.

Von den Russen wenigstens konnte er weder fortgesetzt noch sobald wieder aufgenommen werden. Der russische General-Lieutenant, Fürst Gallitzin, der ihren linken Flügel kommandirte, und die übrigen Generale neben ihm hatten alle durch die Reihe den Kopf verloren. Sie brauchten lange Zeit, sich nur von der eigenen Bestürzung zu erholen, die über sie gekommen war: und gar — Ordnung unter ihren verwirrten und zerstreuten Truppen war fürs erste gar nicht abzusehen.

Unterdessen spielten nur einsame Kanonenkugeln, Bomben und Granaten durch die schwüle Mittagsluft. Von den Russen kamen sie besonders aus einer starken Batterie, die auf dem so-

genannten „großen Spitzberg" gerade vor der Mitte ihres Lagers aufgepflanzt war; bei den Preußen arbeiteten neben ihren früheren Batterien auf dem Walkberg und dem kleinen Spitzberg mit der Zeit auch die Kanonen, welche auf die Mühlberge gebracht wurden. Aber Kanonen-Salven, wenn sie nicht sehr günstig der Länge nach den Feind bestreichen, wirken nicht viel. Man rechnet: *) im Durchschnitt trifft die zehnte Kugel. Das wird bei den Bewegungen, die unterdessen auf dem Schlachtfeld vorgingen, wohl schon zu viel gerechnet sein.

Denn in der That — während dieses Ruhepunktes nahm das Schlachtfeld sowohl durch den Anmarsch der anderen preußischen Linien, wie auch allmälig durch Bewegungen russischer Regimenter eine ganz andere Gestalt an.

Bis zum Kuhgrund.

„Nun, Kinder, die Kameraden nicht im Stich gelassen!" rief der König, sobald er die Avantgarde ins Feuer vorangeschickt hatte: ließ seine ganze Infanterie, — zwei Treffen hintereinander, — aus dem Walde hervortreten, ihre geraden langen Linien formiren: und vorwärts ging es, Tritt um Tritt, wie Ein Mann und Ein Soldat.

Der Staub wogte vor ihren Füßen auf, und hinter ihnen schwoll er wie in Wolken. Der Dampf der Geschütze ruhte darüber, träg auf dem ganzen Felde. Und Staub und Dampf breiteten sich blendend, wie ein blasser Schirm, unter der Sonne hinweg, die mit glühenden Strahlen zur Erde fiel.

Bald war der Marsch vollendet, — mit dem rechten Flügel linksum geschwenkt, so daß er hinter der Avantgarde auf den

*) Damals wenigstens — nach Oberst von Tempelhoff.

Mühlbergen, die Mitte und der linke Flügel in grader Verlängerung über die Verschanzungen des eroberten Lagers hinweg zu stehen kamen, die Seen und Teiche von Kunersdorf im Angesicht.

„Halt! Richtet euch!"

Der König, der an ihrer Spitze war, ritt weiter vor zur Avantgarde und redete sie mit kräftigen Worten an: „Ihr habt sie angelaufen und geworfen, wie es meinen Avantgarden ziemt. Nun tapfer vorwärts! steigt ihnen höher auf den Nacken!"

Den Grenadieren und Musketieren der Avantgarde lachte das Herz, als sie ihren König bei sich sahen; es gab nichts Besseres zum Siege als ein Wort von ihrem Herrn und ein Blick auf ihn. Der König führte die Truppen selbst zum Kampf. —

Bis es so weit bei den Preußen gekommen war, hatten die verwirrten russischen Regimenter allmälig Platz gemacht und neue waren in Front gegen die unsern vorgeschoben. Die russischen Generale feuerten ihre Leute auf jede Weise an: „Schimpf und Schande einer Niederlage, in zehn Minuten erlitten, sollten sie zurückbezahlen!"

Da wurde die nächste Stunde hart und heiß, mörderisch und unerbittlich. Jetzt galt es, wer am längsten aushielt, wer die Wunden und Todten sich am wenigsten schmerzen ließ. Russen und Preußen standen nahe genug, daß sie gut zielen konnten. Generale und Obersten stürzten hier wie dort. Wer von der Wunde nicht gleich getödtet war, wollte doch vom Kampfplatz nicht weichen: angeschossene Eber werden wild und stärker. Darüber wurden in die Reihen der Bataillone in jedem Augenblick hundert neue Lücken geschossen. Bei den Russen marschirten frische vollzählige Regimenter vor und feuerten mit neuen Kräften; bei den Preußen traten Bataillone des ersten Treffens zur Seite der Avantgarde und machten die vordersten Linien wieder

dicht und fest. Bald war es so weit, daß viele ihre Patronen verschossen hatten. Aber noch wollte keiner weichen.

„Der Russe hat seine Sinne wieder!“ sprach der König: „es ist der Feind von Zorndorf, der zäh aushält, wie der Teufel.“

So standen die Russen, obwohl sie gegen die Preußen ein wenig im Nachtheil waren. Denn an der Stelle, wo das Gefecht geliefert wurde, auf der westlichen Ausdehnung der Mühlberge, war das russische Lager nur etwa sieben oder achthundert Schritt breit; und da sie die Schanzen ihres Lagers nicht übertreten wollten, konnten sie eine große Front nicht aufstellen, nur etwa drei oder vier Bataillone. Bei uns hingegen stand die Avantgarde links und rechts über die bald niedergetretenen Schanzen und über die ausgefüllten Gräben des Lagers hinweg, dort bis an die Gegend von Kunersdorf, hier die Terrassen zur Niederung hinab; und die Linien der beiden Infanterie-Treffen dehnten sich noch weit über die Breite der Avantgarde hinaus.

Zwar hatte unser linke Flügel auch außerhalb der Schanzen einen Feind vor sich; die geworfenen russischen Haufen, die besonders auf dem Kunersdorfer Kirchhof sich allmälig fester zusammenrotteten und standhaft behaupteten. Es war nicht ohne Mühe und Opfer, daß er sie überwältigte und vertrieb.

Als aber überdies rechts von den Mühlbergen in der Oder-Niederung den Preußen Unterstützung vom Reserve-Corps des General Fink herbei rückte und die frischen Bataillone den Russen im Lager in die Seite zu fallen drohten, da war der Kampf bald überall entschieden.

Noch bevor die Reserven nahe genug waren, um am Siege Theil zu nehmen, drangen unsere Avantgarden mit festem wildem Schritt vor. „Sturm, Sturm!“ dem Siegesgeschrei konnten auch diesmal die Feinde nicht Stand halten. Es gab ein kurzes fürchterliches Gemetzel. Da wichen die Russen unordentlich zurück

und drängten, die hinter ihnen waren, immer enger im Lager zusammen.

Ihre Generale fluchten und wollten den weichenden Bataillonen den Weg versperren; aber vergeblich. Unwiderstehlich waren die fliehenden Haufen. Alles gerieth in neue größere Verwirrung.

Wieder waren mehre hundert Schritt vom russischen Lager erobert, wieder zwanzig bis dreißig Kanonen erbeutet, wieder waren feindliche Fahnen in die Hände der Preußen gefallen. Die Sieges-Trophäen schwellten ihren Muth. Da steckte eine breite tiefe Schlucht, die quer durch die Höhen des russischen Lagers ging, ihrem weiteren Vordringen plötzlich eine Grenze.

Der Kuhgrund.

Die Schlucht, vor der die Preußen jetzt standen, wird von den Bewohnern der Gegend „Kuhgrund" genannt. Seen, Teiche, Moore und Gründe — das sehen wir wohl — waren die besten Alliirten der Russen in dieser Schlacht.

Wer Gegenden auf der Höhe dicht neben einer Strom-Niederung kennt, wird sich all die Fatalitäten deutlich vorstellen können. Der Boden, auf dem man geht und steht, sieht rechts und links ziemlich eben aus. Man ahnt nichts: — plötzlich steht man am Rand eines Grabens, der mit steilen Seitenwänden tief eingesenkt, bald trocken, bald moorig und sumpfig, bald mit fließendem Wasser ausgefüllt ist. Mehre solche Gräben, Sümpfe, Teiche und Seen stehen gewöhnlich in Verbindung und bilden zusammen eine lange, oft Meilen lange Reihe.

So verhielt es sich auch mit dem Kuhgrund. Er gräbt sich in grader Verlängerung von jenen viel genannten Seen und Teichen Kunersdorfs allmälig tiefer in die Höhen hinein, bis er mit der Niederung gleich tief ist und in sie ausläuft.

Er hat übrigens eine Breite von sechzig bis achtzig, und eine Länge von sechs bis siebenhundert Schritt. Nach der Seite der Niederung hin werden seine Wände immer steiler und schwerer zu ersteigen.

Wir werden in der Geschichte dieser Schlacht noch zwei ähnliche Gründe kennen lernen.

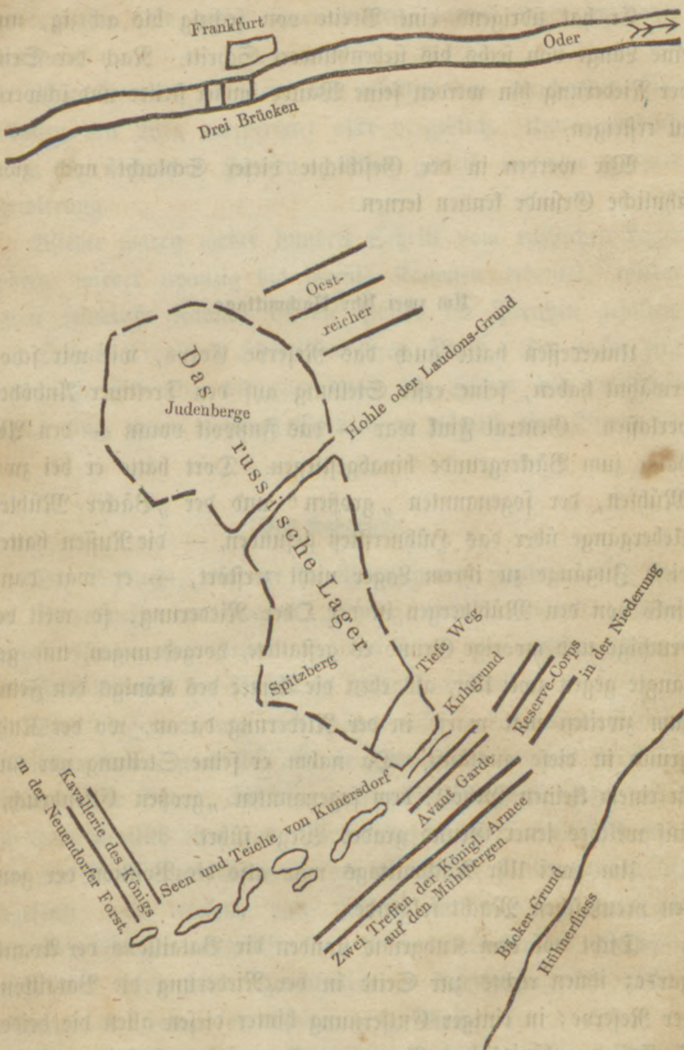
Um zwei Uhr Nachmittags.

Unterdessen hatte auch das Reserve-Corps, wie wir schon erwähnt haben, seine erste Stellung auf den Trettiner Anhöhen verlassen. General Fink war — das Fußvolk voran — den Abhang zum Bäckergrunde hinabgestiegen. Dort hatte er bei zwei Mühlen, der sogenannten „großen“ und der „Bäcker-Mühle“ Uebergänge über das Hühnerfließ gefunden, — die Russen hatten diese Zugänge zu ihrem Lager nicht zerstört, — er war dann links von den Mühlbergen in der Oder-Niederung, so weit der bruchige und moorige Grund es gestattete, vorgedrungen, und gelangte gegen zwei Uhr, als eben die Armee des Königs den Feind zum zweiten mal warf, in der Niederung da an, wo der Kuhgrund in diese ausläuft. Da nahm er seine Stellung vor und in einem kleinen Gehölz, dem sogenannten „großen Elsenbruch,“ auf welches jener Grund grades Wegs führt.

Um zwei Uhr Nachmittags war also die Position der ganzen preußischen Macht folgende.

Dicht vor dem Kuhgrund standen die Bataillons der Avantgarde; ihnen rechts zur Seite in der Niederung die Bataillons der Reserve; in einiger Entfernung hinter diesen allen die beiden Treffen der königlichen Armee, und zwar nach beiden Seiten rechts und links weit über die Breite des russischen Lagers hinweg, dort die Terrassen zur Niederung hinab, hier bis vor die Seen und Teiche von Kunersdorf.

Nro. III.


Frankfurt
Oder
Drei Brücken
Oest-
reicher
Hohle oder Laudons-Grund
Judenberge
Das russische Lager
Tiefe Weg
Spitzberg
Kuhgrund
Reserve-Corps
in der Niederung
Avant Garde
Seen und Teiche von Kunersdorf
Kavallerie des Königs
in der Neuendorfer Forst
Zwei Treffen der Königl. Armee
auf den Mühlbergen
Bäcker-Grund
Hühnerfliess

Vom feindlichen Lager war also die ganze Ausdehnung der Mühlberge, gut ein Drittheil der russischen Verschanzungen, ein Raum von etwa tausend Schritt Länge und Breite, erobert.

Die preußische Kavallerie hatte unterdessen noch gar nicht benutzt werden können. Die vom Corps des Königs stand noch wie zu Anfang der Schlacht; die vom Reserve-Corps des General Fink war zur Seite der Mühlberge in der Oder-Niederung etwas hinter den Fußtruppen gelassen.

Der König.

Des Königs alle Sinne stiegen wunderbar, als er seine Soldaten diese Siege erkämpfen sah; seine Empfindung hob sich in kühnem Schwunge zu deu herrlichsten Aussichten. „Es wird gelingen!“ das ist ein Zauberwort für den, der es mit Zuversicht spricht.

Besorgnisse, die den König wenig Stunden vorher heftig bestürmt hatten, waren jetzt weit dahinter gelassen. Der lange grausame Druck, unter dem seine Seele seit den Unglücksfällen des vorjährigen Feldzugs und des kaum überstandenen Frühjahrs krank und matt geworden war, fiel mit einem Male von ihm, wie Fesseln von den Gliedern eines Gefangenen. Er athmete frei auf, denn die Zukunft sah er seinem Glücke wieder zugeneigt.

„Herr, du läßt den Kelch an mir vorübergehn!“

Der König ritt durch die Reihen seiner Soldaten. „Ihnen bin ich Alles schuldig!“ — „Ja, ihr habt wie Helden gefochten!“ redete er sie an, und sein Auge leuchtete ihnen entgegen.

Bestaubt, beschmutzt, wie sie waren, — voll Schweiß, voll Dampf und Blut, — jubelten sie ihm laut entgegen, wo er von weitem sich näherte. Man sah einem Jeden — an den erhitzten Gliedern, an der keuchenden Brust, an den wilden Augen — an, welche Anstrengung der Kampf und die Arbeit des ganzen Tags

ihnen abgefordert hatte. Doch matt wollte Keiner sein; und anzufeuern brauchte sie Niemand: sie waren allesammt wie ein lodernder Brand, den zu dämpfen und gar zu löschen schwer und unmöglich gewesen wäre.

Der König aber, wo er grade war, mühte und kümmerte sich um Alles, — ein sorgender Mensch und ein herrschender Feldherr zugleich.

Sah er Verwundete, denen noch nicht geholfen war, so gab er Befehl, sie vom Schlachtplatz zu bringen und ihnen Heilung zu bereiten. Chirurgen, die nicht zahlreich genug zur Hand waren, wurden gerufen und der König selbst gebot ihnen, emsig alle Sorge zu tragen.

Ein Grenadier vom Regiment Ferdinand von Braunschweig lag auf der Erde und verblutete. Beide Beine waren ihm von Kanonen weggeschossen. Da befahl der König selbst einen Wundarzt zu ihm. Aber der Grenadier rief seinem Könige zu: „Fritz, ich will gerne sterben, wenn nur die Bataille gewonnen ist!"

„Ja, Kamerad, ich werde siegen!" antwortete der König. Und sein Blick voll innerster Theilnahme öffnete dem Sterbenden die Pforte, vor der er so lange, mit Schmerzen widerstrebend, sich gewunden hatte, — nun schied er mit einer seligen Empfindung aus diesem Leben. „In jener Welt wieder! — leb' wohl, Kamerad!" —

Wunderbare Scenen auf dem Schlachtfeld, — wo Hoffnung so nahe an Vernichtung, wo der größte Gewinn mit den schwersten Verlusten verbunden ist! wo Tod und Verderben sich von selbst versteht, weil ohne dies Sieg und Ruhm nicht möglich ist.

Und Alles geht im Saus vorüber. Kaum empfunden, muß die Empfindung wieder unterdrückt werden. Denn jeder Augenblick will benutzt sein. Er kommt nicht wieder; und — Zeit verloren, Alles verloren.

Der Kampf um den Kuhgrund.

„Schnell Kanonen vor!“ rief der König und ließ den Rand des Kuhgrunds mit Feuerschlünden besetzen.

„Die Kugeln finden bald ihren Mann, — sechzig Schritt bis drüben!“ maßen die Kanoniere mit den Augen, „es wird sich keiner vor ihnen ducken!“

Das war eine wilde Arbeit für unsere Kanoniere. Die Geschütze brauchten kaum gerichtet zu werden; wenn sie so ungefähr nur gradeaus gingen, löcherten sie schon ihre langen Reihen in die feindlichen Massen. Die Kugeln sausten zwischen den Schanzen des Lagers bis ans äußerste Ende und manche warf ihrer Hunderte zu Boden, die nie wieder aufstanden.

Die Russen aber schienen unterdessen daran gewöhnt, geschlagen und geworfen zu werden; wenigstens zeigten ihre Generale jetzt nicht mehr die Bestürzung und Verwirrung wie früher. Die Befehle, welche sie gaben, erfolgten schneller und waren den unsern gleich wirksam.

Auch *sie* bepflanzten den Rand des Kuhgrundes mit grobem Geschütz und feuerten. Und nun sprühte und donnerte sichs von dort und von hier wie in wilder Wette entgegen: und manche Kugeln von drüben und von hüben mögen in ihrem Laufe aufeinander gerathen sein. So flogen sie im wirren Durcheinander von beiden Seiten.

Dazu stellten die Russen dicht hinter dem Rand des Kuhgrundes viele frische Linien Infanterie hintereinander, — jede so lang, wie die Breite des Lagers: drei bis vier Bataillone. Die ließen ihre kleinen Gewehre knatternd über die groben „Brummer“ hinweggehen.

Unsere Avantgarde aber — die Helden-Truppen — gaben ihnen nichts nach.

Und bald als nur der rechte Flügel der königlichen Armee

dicht hinter sie gerückt und auch das Reserve-Corps in der Oder-Niederung zur Unterstützung nahe genug gekommen war: da sprangen die Avantgarden beherzt in den Grund hinab. Die Bataillone, die hinter ihnen an den Rand vordrangen, feuerten ununterbrochen über ihren Häuptern hinweg, derweil sie durch die Breite der Schlucht dahinrannten und die gegenüberstehenden Höhen muthig hinaufkletterten.

Die Wände waren steil und hoch: zwei bis drei Mann hoch; es kostete Mühe, sie zu erklettern. Und — hatte dieser und jener sie erklommen, so stand oben der Russe mit seinem Bajonet und stieß den Preußen wieder zum Grund hinab.

„Frischan! nach oben!“ riefen die Kommandeure. Immer neue Linien versuchten hinaufzukommen. Da gab es ein entsetzliches Würgen: sie wurden immer wieder zurückgeworfen.

Alle Kräfte wurden aufgeboten, mit gänzlicher Todesverachtung wurde Alles versucht. Offiziere, wie Grenadiere und Musketiere, stiegen hinauf in den sichern Tod, blos um ihrem Hintermann vielleicht den Sieg zu bahnen; denn sie faßten mit krampfhaften Händen die Gewehrläufe, die ihnen entgegengehalten wurden, und rissen mit ihrem eignen Falle auch die Russen hinab. Mit Leichen füllte sich der Grund immer höher. Auf ihnen wurde es allmälig leichter hinaufzukommen.

Doch dauerte der Kampf von einer halben Stunde zur andern: Niemand konnte vordringen, und keiner wollte weichen.

Bis endlich — so entsetzlich und so ungleich der Kampf für die Preußen auch war, — die Unsern dennoch siegten. Zuerst standen hier Einige, dort Mehre, allmälig Alle auf den Höhen. Da trieben sie mit fürchterlichem Anlauf die Mannschaften von den Kanonen und jagten die ganzen Linien der Russen von neuem in die Flucht.

Immer vorwärts.

Die Unsern waren von diesem Kampfe übermäßig angestrengt und erschöpft. Doch — wer vom Strome getrieben wird, muß vorwärts, wie er auch schwankt und taumelt.

Denn gleich als die Russen vom Rand des Kuhgrunds gewichen waren, empfing unsere Avantgarde im Rücken Verstärkung, die sie immer weiter vorwärts trieb. Hier, von der Oder-Niederung, stiegen die Infanteristen des Reserve-Corps die Terrassen der Berge hinauf; dort, durch die Schlucht, kamen die Bataillone vom rechten Flügel des ersten Treffens nach und stiegen auf der andern Seite nach oben. Diese alle, wie sie hintereinander sich aufstellten, waren begierig, dem Siegeslauf keine Rast und keine Ruhe zu gönnen.

Zwar — in möglichster Eile traten aus den verworrenen Knäueln der geworfenen Russen wieder frische Regimenter hervor, stellten sich in Front und nahmen das Feuer gegen die Unsern von neuem auf. Auch General Laudon, den Eifer und Ehrsucht trieb, den Niederlagen der Russen durch seine Unterstützung endlich Einhalt zu thun, schob zwölf östreichische Grenadier-Kompagnien und zwei Infanterie-Regimenter vor.

Die russischen Generale feuerten ihre Truppen an, vor den Augen der Oestreicher nicht von neuem mit Schande zu bestehen; die östreichischen stachelten die ihren mit dem Zuruf, die Bundesgenossen im Kampf zu übertreffen. Alle Wuth im Verlangen nach Ruhm und Sieg war bei beiden, Russen und Oestreichern, gleich aufgeregt.

Und wirklich, das Gefecht wurde heißer und heftiger als kaum ein früheres.

Die Feinde hatten jetzt ohnehin den Vortheil, daß sie eine längere Front als bisher gegen die Unsern aufstellen konnten; denn das Lager wird an dieser Stelle allmälig breiter. Das

Feuer ihrer groben Geschütze und ihrer Flinten wüthete wiederum entsetzlich in den Reihen der Preußen.

Den König, der im dichtesten Kugelregen hielt, forderten seine Generale, besonders Seydlitz, der ihm zur Seite war, auf: „sich nicht unnütz der Gefahr auszusetzen.“

„Ei was!“ antwortete der König, „die Mücken spielen nur.“ Und blieb.

Und mit ihm blieben die Preußen. Sie hielten Stand, bis sie Sieger wurden, — bis Russen wie Oestreicher rückwärts wankten. Da stürmten sie nach und die Feinde mußten mit großem Verlust weit zurück.

Ueber einen schmalen Hohlweg, der nur wenig hundert Schritt vom Kuhgrund entfernt, sich gleichfalls quer durch die Höhen des Lagers zieht,*) ging die Flucht der Russen und Oestreicher, und die Verfolger dicht auf ihrer Spur.

Bis über die Hälfte des Lagers hinweg waren die Preußen jetzt vorgedrungen.

Das Glück dieses Kampfes hatte freilich ein anderer gleichzeitig unternommener Angriff bedeutend erleichtert.

Unterdessen der linke Flügel der königlichen Armee.

Denn schon als der Kampf um den Kuhgrund heiß wurde, hatte der König auch den linken Flügel seiner Armee, der bisher der Länge nach vor den Kunersdorfer Seen gestanden hatte, ins Schlachtgetümmel kommen lassen.

Zwischen den beiden Seen, die dem Lager zunächst waren, dem sogenannten „Dorfsee“ und dem „blanken See,“ zieht sich

---

*) Ueber den sogenannten „tiefen Weg,“ eine ganz schmale Fahrstraße, nur an einer einzigen Stelle so breit, daß zwei sich begegnende Wagen einander ausweichen können.

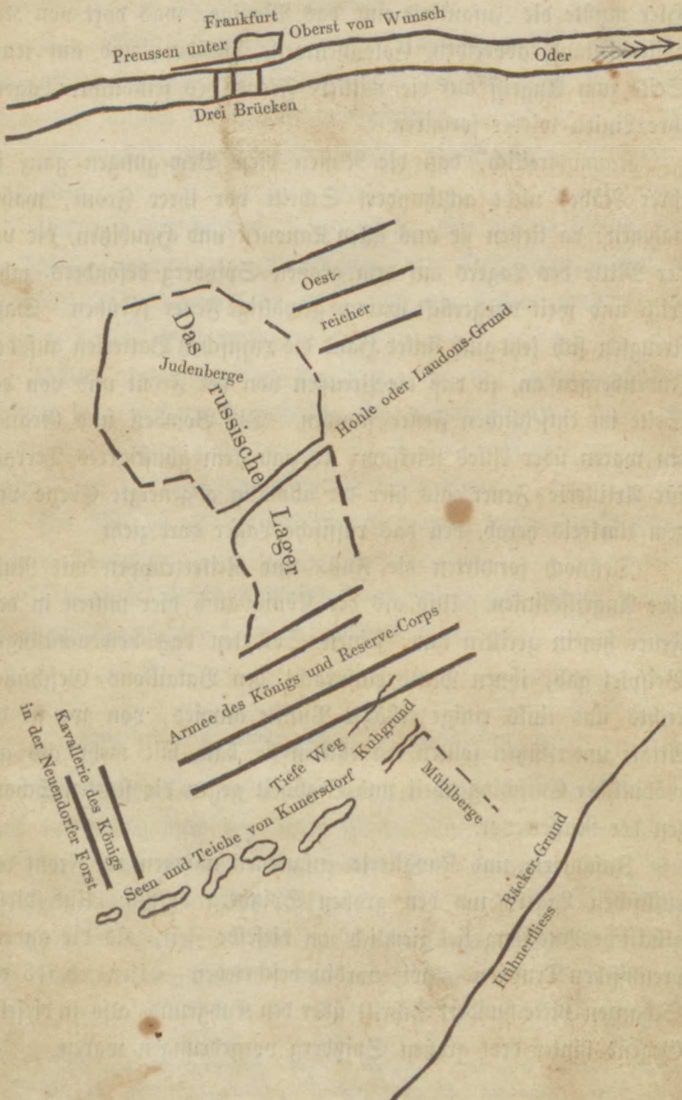
ein trockner Uebergang von etwa 200 Schritt Breite hindurch. Hier mußte die Infanterie und das Wenige, was dort von Kavallerie stand, abbrechen, Colonnenweise hinüber: und auf jener Seite zum Angriff auf die mittlere Front des feindlichen Lagers ihre Linien wieder formiren.

Kaum freilich, daß die Russen diese Bewegungen ganz in ihrer Nähe, nicht achthundert Schritt vor ihrer Front, wahrnahmen: da ließen sie aus allen Kanonen und Haubitzen, die vor der Mitte des Lagers auf dem großen Spitzberg besonders zahlreich und weit vorgerückt waren, gewaltige Feuer sprühen. Dazu strengten sich jetzt auch linker Hand die russischen Batterien auf den Judenbergen an, so daß die Preußen von der Front und von der Seite im entsetzlichen Feuer standen. Die Bomben und Granaten waren über Alles wirksam; es gab kein günstigeres Terrain für Artillerie-Feuer, als hier die allmälig abgeneigte Ebene von dem Umkreis herab, den das russische Lager dort zieht.

Dennoch formirten die Fuß- und Reitertruppen mit Ruhe ihre Angriffslinien. Und als der König auch hier mitten in das Feuer hinein geritten kam, seinen Soldaten das heldenmüthigste Beispiel gab, ihnen Muth einsprach, den Bataillons-Geschützen rechts und links einige erhöhte Punkte anwies, von wo sie die Attake unterstützen sollten, da rückten sie bald mit mehr als gewöhnlicher Entschlossenheit und Bravheit gegen die starken Schanzen der Russen vor.

Infanterie und Kavallerie zusammen nahmen die Front des russischen Lagers um den großen Spitzberg herum. Und dieser glückliche Ausgang fiel ziemlich um dieselbe Zeit, als die andern preußischen Truppen — wie vorhin beschrieben — innerhalb der Schanzen viele hundert Schritt über den Kuhgrund, also in dieselbe Gegend hinter dem großen Spitzberg vorgedrungen waren.

Nro. IV.


Frankfurt
Preussen unter
Oberst von Wunsch
Oder
Drei Brücken
Oest-
reicher
Das
Judenberge
russische
Lager
Hohle oder Laudons-Grund
Armee des Königs und Reserve-Corps
Kavallerie des Königs
in der Neuendorfer Forst
Tiefe Weg
Kuhgrund
Mühlberge
Seen und Teiche von Kunersdorf
Bäcker-Grund
Hühnerfliess

Um 5 Uhr Nachmittags.

So standen die Sachen um 5 Uhr Nachmittags. Die Russen waren aus ihrer stolzen sichern Stellung hinter Seen, Schanzen, Gräben und Batterien bis über die Hälfte verdrängt. Alle ihre Mannschaft vom linken Flügel und aus der Mitte war nach dem rechten hingetrieben; da standen sie, je weiter hinten, um so unordentlicher bis an die Oder. Wer dort ausreißen wollte, fand offene Wege über die Brücken oder links vom Schlachtfeld längs der Oder und durch die Haide.

Zwar — der rechte Flügel, den die Russen noch inne hatten, war ihr stärkster Posten: stark durch die immer größere Breite, die das Lager dort einnahm; durch die immer höher steigenden Berge, die Judenberge, welche das ganze Feld vor ihnen mehr beherrschen. Außerdem standen hier die zahlreichsten und gewaltigsten Batterien: und viele Regimenter waren ja noch gar nicht ins Feuer geschickt. Dies Alles waren Gründe genug, den Widerstand noch nicht aufzugeben.

Mehr aber als Widerstand zu leisten, dachte kaum Einer. Nur am hellen Tage wollten sie Alles dran setzen, so lange es irgend ging, sich im Lager zu halten.

Die Meisten verwünschten den Tag und besonders, daß er so lang war. Wäre der Abend mit seiner Dunkelheit jetzt eingetreten, — nichts hätte dem Grafen Soltikow willkommener sein können: er wäre mit dem Rest seiner Truppen still und heimlich abgezogen.

Darüber hatte sich auch auf der andern Seite der Oder das Blatt unerwartet gewendet: — Frankfurt war in die Hände der Preußen wieder zurückgefallen. Wir müssen die Vorgänge näher erzählen.

Der Oberst Wunsch in Frankfurt.

Oberst Wunsch war, wie wir uns erinnern, am Tage vor der Schlacht mit neun Bataillonen und fünf Schwadronen bei Reitwein an der Oder geblieben. Er sollte die Schiffbrücken schützen und während der Schlacht, die der König liefern wollte, Frankfurt überrumpeln.

Er hatte freilich leichtes Spiel: denn die russische Besatzung war bis auf etwa dreihundert Mann aus der Stadt herausgezogen. Als er um 4 Uhr Nachmittags mit drei Bataillonen und einigen Schwadronen nahte, wurden die Thore schnell aufgesprengt, was vom Feinde in den Mauern war, überrascht und fast ohne Gegenwehr gefangen genommen. Die Stadt war im Nu wieder preußisch.

Als er darauf durch die Straßen hindurch vor die Mauern ritt, welche nach der Oder zu liegen, übersah er von dort den glücklichen Verlauf, den der Kampf auf der andern Seite der Oder für die Preußen genommen hatte. Denn überall waren die Russen flüchtig. Einzeln und in Massen kamen sie über die drei Oder-Brücken gestürzt; vielleicht noch mehr und in wildern Horden waren sie auf der andern Seite der Oder vom Schlachtfeld gewichen: wenigstens brannten die Dörfer Schwetig und Reipzig, welche oberhalb Frankfurt auf der rechten Seite des Flusses bis fast eine Meile von der Stadt entfernt liegen, um diese Zeit schon in hellen Flammen. Flüchtige Russen, welche vor den preußischen Soldaten nichts als Beschämung geerntet hatten, ließen dort ihre gemeine Wuth an der geringen spärlichen Habe wehrloser Landleute aus.

Man erzählt nun, — ganz verbürgt ist die Nachricht freilich nicht, — der Oberst Wunsch habe einen Augenblick überlegt, wie er es mit den Flüchtigen nähme, die ihren Weg über die Oder ergriffen. Er habe sich entschlossen, sie nur gefangen zu

nehmen, habe diesen Plan dem Könige auf dem Schlachtfeld auch melden lassen und die Bemerkung hinzugefügt: „so werde am sichersten erreicht werden, daß auch die übrigen Russen, welche noch in geordneten Regimentern auf dem Kampfplatz hielten, den Rückzug ergriffen.“ Der König aber sei über die halbe Maßregel ungehalten gewesen und habe dem Oberst Wunsch zurückbefehlen lassen: „Er soll Kanonen an den Oder-Brücken auffahren und unter die Flüchtigen feuern; es käme ihm nicht darauf an, die Russen wegzujagen, sondern gänzlich zu verderben.“

Mag die Erzählung richtig oder falsch sein: sicher aber ist, daß der Oberst Wunsch, bald nachdem er Frankfurt genommen, die drei Brücken mit Kanonen besetzen ließ und die Flüchtigen mit starken Salven begrüßte. Und jedenfalls war diese Maßregel im Sinne des Königs. Der König erwähnt der Thaten des Oberst Wunsch an diesem Tage nicht anders, als indem er seinem Namen die ehrenden Worte „dieser brave Offizier“ hinzufügt und ihm alle Anerkennung zu Theil werden läßt.

Das Messer an die Kehle gelegt.

Dies also war im Rücken der Russen geschehen. Auch da, wo der General Soltikow mit weiser Vorsicht schon vor der Schlacht den etwa nöthigen Rückzug vorbereitet hatte, waren ihm die Wege versperrt. Welchen Eindruck mußte diese Wendung auf die Russen machen?

Von der Front, von den Flanken und vom Rücken wurden sie zugleich angegriffen. Kaum ein schmaler Weg diesseits der Oder stand noch offen, wo sie einzeln und unordentlich fliehen konnten. Eine Passage zum geordneten Rückzug war nirgend mehr vorhanden.

Von diesem Augenblick gab es in der That für die Russen

keinen Mittelweg. Nur das Aeußerste hatten sie vor Augen: — entweder Sieg — oder gänzlichen Untergang.

Das Messer war ihnen an die Kehle gelegt.

Die Kräfte eines Menschen, der sich in solcher Lage befindet, sind gar nicht nach gewöhnlichem Maß zu messen: die Wuth der Verzweiflung steigert sie ins Unglaubliche.

Kouriere nach Berlin und Breslau.

Unser König indessen, dem der Sieg ganz sicher war, ließ Kouriere nach Berlin und Breslau abfertigen. Die flogen im Galopp die Straßen entlang von einem Orte zum andern. Blasend ritten sie ein und blasend aus: ihre Trompeten lockten Alle auf die Straßen.

„Der König hat gesiegt! Russen und Oestreicher sind geschlagen!" so ging es schnell von Mund zu Mund. Die Freuden-Post brauchte nicht geheim gehalten zu werden.

Da wurde der Jubel im ganzen Lande unbeschreiblich groß. Alle dankten und beteten zu Gott, daß er den König in seinen Schutz genommen.

„Herr, stehe ihm auch ferner bei! mache ihn zum Sieger über alle seine Feinde und gieb dem Lande Frieden!" —

* * *

Zur guten Stunde zu bedenken.

— —

Steht der Herr mit seiner Stärke neben Dir, so vermiß Dich nicht im Uebermuth zu großer Dinge.

— —

Die Hand, die ihre Kraft Dir lieh, gewährt dem Schwachen gerne Trost, den Du vernichten willst.

— —

Du rühmest Dich und sprichst: „ich stehe hoch, steh' oben auf dem Berg des Sieges! wer mag mich stürzen?"

Sieh da, der Herr führt seine Wetter über Dich! von ferne nahen sie und drohen! Was zitterst Du? Suchst Du die Höhle, — und kannst sie doch nicht finden, — die Dich verbergen soll?

Der König und seine Generale.

Nach diesen Dingen kam es zwischen dem Könige und seinen Generalen zu einer Besprechung über die Lage des Kampfes und über die zweckmäßigsten Beschlüsse im nächsten Augenblick. Da standen die Generale von Seydlitz, Prinz von Würtemberg, von Fink und alle andern: in ihrer Mitte der König.

Der König war voll Leben, fest in der Voraussicht des Sieges und stolz in der Freude darüber.

„Nun, Messieurs," redete er die Generale an, „die Sachen gehen gut, meine Truppen sind brav wie immer, und die Bataille wendet sich zum herrlichsten Siege."

„Wir gratuliren, Majestät," sprachen die Generale und vor Allen der von Fink: „denn die Bataille ist wohl schon gewonnen; uns bleibt nichts mehr zu thun."

„Ho, ho!" stutzte der König: „Sieht Er dort die breiten Berge und all das Volk darauf? hat Er die Batterien schon genommen?"

„Majestät, wer weiß, ob es uns gelingt!" erwiderte der General von Fink: „die Truppen sind zu abgemattet."

Befremdlich sah ihn der König an: „Ist nicht Seine Meinung, der Sieg wäre unser?"

„Wenn wir die fernere Attake sparen!" antwortete der General von Fink freimüthig. „Dann ist die Bataille gewonnen. Der Russe denkt an nichts als Rückzug: er wird ihn über Nacht vollführen."

„Weiß Er das so gewiß?" fragte der König verstimmt und brach das Gespräch ab.

Die Zumuthung, im Siege einzuhalten, war ihm ganz zuwider. Seine Gedanken gingen ja darauf, die Russen mit Stumpf und Stiel auszurotten.

„Halbe Arbeit, keine Arbeit!" rief er wieder, „mein Lebtag bin ich nicht dafür. Der Russe soll keine Retraite haben, weder bei Nacht, noch bei Tage! er setzt sich anderwärts und ich habe einen neuen Kampf mit ihm. Ich muß es kurz mit ihm machen; denn nach Schlesien will ich zurück, den Oestreichern auf den Leib."

Doch — weil der General von Fink in seiner Rede fest und bestimmt gewesen war und weil die andern Generale nichts dawider verlauten ließen, war er einen Augenblick bedenklich. Schnell wandte er sich um und zum General von Seydlitz sprach er fragend: „Seine Meinung?"

Und der General von Seydlitz antwortete: „Majestät, mit abgetriebnem Gaul wird Keiner eine Wette gewinnen; wer aber auf dem Schlachtfeld bleibt, ist Sieger."

Jedermann wußte, was der König auf den General von Seydlitz hielt, daß er ihm nicht einen Anflug von Schwachheit zumuthete, daß er ihn immer kühn und besonnen zugleich gesehen hatte. Jeder dachte, der König werde sich durch ihn bestimmen lassen, mit den erlangten Vortheilen zufrieden zu sein.

Und wirklich, — einen Augenblick besann sich der König.

Da trat auch der General von Wedell herzu. Und hastig fragte der König: „Was meint Er, Wedell?"

„Wir werden den Feind vernichten," antwortete dieser, „wenn Majestät ihn weiter attakiren."

„Das ist ein Mann!" rief der König mit kräftiger Stimme und froh, daß er wenigstens Einen General gefunden hatte, der

seiner Ansicht war. „Nun denn, vorwärts ihr Herren! auf seinen Posten ein Jeder!"

Und die Schlacht wurde fortgesetzt.

Fortgang der Schlacht.

Unterdessen waren unsere Grenadiere und Musketiere mit denen der Russen und Oestreicher ununterbrochen im Feuer gewesen. Beide Theile hatten fortwährend Verstärkung empfangen: und geraume Zeit hielten sie sich so gegeneinander, daß keiner wich und keiner vordrang.

Hier wie dort taumelten die Todten zahlreich zu Boden, Verwundete krochen in Massen hinter die Linien; aber schnell wurden die Lücken immer wieder ausgefüllt und beide Fronten standen voreinander, fest und geschlossen: jede — ihrem Feinde zum Spott und zum Hohn.

Der König ritt hierhin und dorthin, ermuthigte seine Leute. Die braven Soldaten ließen es an nichts fehlen.

Sie leisteten wahrhaftig an diesem Tage mehr als Außerordentliches. Wenn man bedenkt, daß sie seit acht und vierzig Stunden nicht aus dem Gewehr gekommen waren, daß sie, zuerst durch bedeutende Märsche am Tage vorher angestrengt, dann durch eine kurze nächtliche Ruhe, kaum vier Stunden lang, nur wenig gestärkt waren, daß sie darauf, zuerst den ermüdenden Marsch am Morgen vollbracht, dann die schwierigsten Siege immer gegen Uebermacht und unter den ungünstigsten Umständen errungen hatten, — wenn man hinzurechnet, daß der Tag einer der schwülsten und drückendsten des Augustmondes, der Kampf gerade zur Mittagszeit, Staub und Sand des Schlachtfeldes über die Maßen unerträglich war: dann wird man den Truppen gerne zugestehen, daß sie für heute genug gethan hatten. Ein andermal mehr! Fast alle Regimenter waren um ein Beträcht=

licheres als in irgend einer andern Schlacht gebracht; manche hatten ihre Leute bis auf die Hälfte eingebüßt. Ueberdies kam es nun auch bald dazu, daß von den Preußen die letzte Brigade der Infanterie ins Feuer geschickt wurde.

Als ihre Feinde dagegen immer mehr überlegene frische Linien aufstellen konnten, als die russischen Kanonen und Haubitzen im mörderischen Feuer nicht einen Augenblick nachlassen brauchten, während unsere schweren Geschütze im tiefen Sande nur langsam zur Stelle geschafft werden konnten, — denn was half es den Preußen, daß sie so viel feindliche Kanonen erobert hatten, da diese von den ihrigen im Kaliber verschieden waren und gegen die Russen nicht gebraucht werden konnten? — da war es nicht zu verwundern, daß es den Unsern nicht mehr möglich wurde, noch weiteres Terrain den Feinden abzugewinnen.

Die Russen und Oestreicher standen fest.

Aber auch die Preußen ließen nicht von ihrem eroberten Posten.

Seydlitz verwundet.

Als der König gewahrte, daß der Kampf in Stocken gerieth, überfiel ihn die entsetzlichste Ungeduld.

„Schnell muß die Entscheidung kommen!“ rief er: „Was lange dauert, wird um so schwerer. Der Russe kommt zu Athem und besinnt sich wieder!“ Und eilends gab er dem General Seydlitz Befehl: „er soll der Infanterie zur Unterstützung mit seinen Reitern vorrücken und die feindlichen Posten stürmen.“

Die Kürassiere und Dragoner ritten sogleich hinter der Anhöhe am Walde, wo sie so lange beobachtend gestanden hatten, hervor und stellten sich zum Angriff auf. Der König sah gespannt nach ihnen hin.

„General Seydlitz hat bei Zorndorf den Ausschlag gegeben, — er soll es auch hier!“ dachte der König und wartete.

Aber er wartete lange vergebens: die Reiterei attakirte nicht. Ungeduldig, die Entscheidung zu beschleunigen, sandte er einen Ordonanz-Offizier und ließ den Befehl wiederholen: „General Seydlitz soll jetzt angreifen!"

Und — nochmals! — die Regimenter blieben aufmarschirt stehen; ihr General gab nicht das Kommando zum Angriff.

„Das weiß der Henker, was der Seydlitz hat!" rief der König voll Aerger und sandte von neuem denselben Befehl.

Doch Seydlitz verweigerte abermals den Gehorsam und ließ dem König zurückantworten: „Ort und Augenblick sind ungünstig."

Da wurde der König aufs höchste entrüstet. „In des Teufels Namen! er soll angreifen!" ließ er ihm zum drittenmal befehlen.

Und Seydlitz mußte sich darein schicken.

In der That, Ort und Augenblick waren ungünstig. Denn alle Feuer-Essen der Russen waren auf sie gerichtet, und der Raum zum Angriff durch die Waldungen so beschränkt, daß kaum zwei Regimenter vorrücken konnten.

Doch — was der König befahl, vollführte der General jetzt, nachdem er ihn vergeblich gewarnt hatte.

An der Spitze eines muthigen Küraſſier-Regiments stürmte er mit Feuer vor. Aber — leider — nicht weit. Denn furchtbare Kartätschenladungen fuhren unter die Reiter; die Pferde, die nicht liegen blieben, waren nicht zu halten und kehrten wild um. Seydlitz selbst stürzte getroffen zu Boden; eine Kartätschenkugel hatte ihm den Degenkorb und die rechte Hand zerquetscht. Fast ein Wunder war es, daß man ihn aufheben und zurück in Sicherheit bringen konnte.

Den König durchfuhr es mit einem gewaltigen Schreck: „die Kavallerie geworfen! und Seydlitz getroffen!" Es war die erste Unglückspost an diesem Tage.

Begierig zu hören, wie es um seinen General stand, und voll Theilnahme sandte er seinen Flügel-Adjutanten und ließ sich nach dem Näheren erkundigen.

Aber — verdrießlich, daß er wider Willen und Einsehen zu einem Angriff hatte schreiten müssen, der so wenig Aussicht auf Gelingen bot, ließ Seydlitz dem Könige die kurze Antwort zurückbringen: „eine Mücke blos hat mich gestochen!“ Der König wußte, was er damit sagte.

Prinz von Würtemberg.

Prinz von Würtemberg indessen, der nun das Kommando der Reiterei übernahm, schien von der Zwecklosigkeit der Kavallerie-Attaken noch nicht überzeugt und ließ die Kürassiere und Dragoner Regimenterweise immer wieder gegen den Feind vorrücken.

Natürlich, ohne den geringsten Erfolg. Sie wurden mit dem entsetzlichsten Kanonen- und Kartätschenfeuer empfangen. Gelang es ja einem Regimente näher an die Schanzen zu dringen, so stürzten die Pferde in schwach überdeckte Höhlen, in Wolfsgruben, und geriethen in die kläglichste Lage dicht vor den Linien der Feinde. Alle Regimenter, eins nach dem andern, so viel den Angriff wagten, wurden mit größtem Verlust zurückgeschlagen. Sie flohen in Hast bis an die Seen von Kunersdorf und darüber hinaus.

Prinz von Würtemberg nichtsdestoweniger scheint sich der Kühnheit seiner Attaken noch gerühmt zu haben. Denn beim Zurückgehen soll er zu dem verwundeten Seydlitz gesagt haben: „hätte ich die Anhöhen nur nehmen können,“ — er meinte die Schanzen auf den Judenbergen, — „so war die Schlacht gewonnen!“

Seydlitz aber in besserer Beurtheilung der Dinge und ver-

stimmt über das Unglück, das nach seiner Meinung hätte vermieden werden können, wies ihn mit der Antwort ab: „das glaub' ich wohl! aber wo hat man je gehört, daß bloße Reiterei Festungswerke erstürmt?"

Und der König selbst scheint von seiner Meinung über die Thunlichkeit der Reiter-Attaken zurückgekommen zu sein. Denn in seinem Bericht über die Schlacht wirft er dem Prinzen von Würtemberg vor, „daß er zu unschicklicher Zeit die russische Infanterie auf den Judenbergen*) angegriffen habe," wiewohl er doch wissen mußte, daß er soeben selbst den Befehl zum Angriff gegeben hatte.

Der Prinz von Würtemberg hatte ein kurzes Auge und hätte sich im selbstständigen Angriff auf weit entlegene Punkte nicht zu viel zutrauen sollen.

Der König.

Das Unglück schien heraufbeschworen und der König ihm verfallen.

Wenige Minuten waren vergangen, seitdem er Herr des Schlachtfeldes gewesen: die siegreichen Bajonette seiner Truppen vor ihm her, die Haufen seiner Feinde immer wieder matt und klein gemacht. Und jetzt? — Wollte das Blatt sich etwa wenden? —

Es giebt ein Vertrauen in der Voraussicht künftiger Dinge, das gar kein Bedenken an sich kommen läßt. Davon war des Königs Brust so eben voll gewesen. All seine Sinne hatten sich

*) Der König nennt diese Berge hier unrichtig: den „Judenkirchhof." Letzterer liegt auf dem westlichen, nach Frankfurt zu geneigten Abfall der Judenberge, — also gerade auf der entgegengesetzten Seite, als von wo der Angriff der Preußen erfolgte.

der stolzesten Zuversicht hingegeben: die glänzendsten Aussichten hatte er wie erfüllt, das Aeußerste und Größte wie schon vollbracht gesehen. Und jetzt! —

Noch einen Augenblick widerstrebte des Königs Glaube dem, was er mit Augen sah. Seine Reiter wurden geworfen, seine Linien konnten nicht vorwärts, — aber — er hatte ja gesiegt! In diesem Widerspruch wand sich seine Seele, wie ein tödtlich Verwundeter in Todesschmerzen.

O schwerer Augenblick, der über den König kam!

Er mußte es wohl merken; aber er wollte nicht. Nur, wie gezwungen, fragte er sich: „hat der Fink und Seydlitz doch Recht gehabt?“ der aufgedrungene Gedanke ging wie ein schneidendes Messer durch sein Herz und regte ihn in Nerv und Adern auf.

Aber schnell ermannte er sich wieder. „Den Kopf nur nicht verloren! Wer sich ergiebt, ist leicht besiegt. Ich soll das Schlachtfeld noch theurer kaufen. Nun drum, es sei!“

Bis 6 Uhr Abends.

Der König ritt hin und her, auf diesen und auf jenen Flügel. Wo die größte Gefahr war, hielt er am längsten; er feuerte an, hielt Ordnung, kräftigte und beschleunigte die Gegenwehr. Die Truppen waren zu Allem willig. Aber mit der Zeit wurden ihre Kräfte geringer und unzuverlässiger; des Königs Befehle konnten nicht mehr vollführt werden.

Denn während die Kavallerie so unglücklich abgewiesen und hingeopfert wurde, hatte auch das Fußvolk immer mehr gelitten und dem Feinde doch nicht das Mindeste abgetrotzt. Bei manchen Bataillonen kam es so weit, daß Zusammenhang und Ordnung gar nicht mehr herzustellen war. Ihre Offiziere waren gefallen, die Lücken übergroß und weit, keine Signale, keine Kom-

mandos mehr. Hier und dort standen, die noch feuerten, nur haufenweise zusammen, kaum zehn, zwölf Mann hoch.

Darüber wurde der Strom des Unglücks, der mit der ersten Kavallerie-Attake eingebrochen war, immer reißender und wilder.

Denn noch war es nicht dazu gekommen, daß die gejagten Reiter sich von ihrer hastigen Flucht erholt und in ihre frühere Position oder bei Kunersdorf wieder gesetzt hätten: da trat zwischen dem Walde und den Judenbergen eine imposante feindliche Reitermacht hervor: östreichische Dragoner und russische Grenadiere zu Pferde. Sie marschirten auf und drohten unserer Infanterie in die linke Flanke zu fallen.

Gegen sie entschloß sich — muthig wie immer — unsere eben geworfene Kavallerie zum abermaligen Angriff. Kaum formirt, wie die Regimenter waren, rückten sie wieder vor; die Haubitz-Granaten, die ihnen entgegengesandt wurden, schreckten sie nicht ab. Aber — hier liefen schwache, abgemattete Truppen in einzelnen Regimentern an; — dort standen feste, volle, starke und überzählige Massen. Unsere Regimenter wurden abermals über den Haufen geworfen; sie verwickelten sich in einander; ein Theil stürzte in unsere eigene, in die befreundete Infanterie und ritt sie über.

Das Unglück, die Verwirrung wurde übergroß.

Dennoch — als es über diesen Ereignissen beinahe 6 Uhr des Abends geworden war, hatte die preußische Infanterie im Ganzen von ihrem gewonnenen und eroberten Posten noch keinen Schritt zurückgegeben.

Noch eine kurze Hoffnung.

Ja, einen Augenblick schien es, als wollte das Glück sich wieder zurückgewinnen lassen.

Denn dieselbe muthige Reiterattake, die — jetzt eben gewor-

fen — Unordnung und Verderben unter einem Theil der eigenen befreundeten Infanterie hervorgebracht hatte, war auch den feindlichen Fußtruppen hier und dort ein überwältigender Schrecken gewesen. Und gleichzeitig wie die Preußen geriethen auch Russen an einigen Stellen in Verwirrung. Besonders von einer starken Batterie, die unweit der Judenberge aufgefahren war, wichen alle ihre Mannschaften: und Kanonen, Haubitzen standen verlassen da, — eine freie Beute für den, der sie zuerst faßte.

Des Königs Auge erspähte den Vortheil sogleich. „Vielleicht erringe ich ihn! und Alles wendet sich!" rief er feurig. Und gab auf's schnellste die nöthigen Befehle.

Achthundert Schritt davon standen ziemlich unversehrte preußische Bataillone. „Schnell vorwärts auf die Höhen, die der Feind verlassen!" Die braven Soldaten liefen im wilden Sturm darauf los. Nichts hemmte ihren Lauf.

Schon glaubten sie die Höhen ihnen zugehörig: nur etwa hundert und funfzig Schritt waren sie noch entfernt. Da aber gewann ihnen Laudon, der Oestreicher, den Vorrang ab. Auch er hatte die Flucht der Russen gemerkt und keinen Augenblick gesäumt, ihren Fehler wieder gut zu machen.

Seine Regimenter hatten näher als die preußischen gestanden. Nun waren sie eine oder zwei Minuten früher auf dem Posten, der den Ausschlag geben sollte. Schnell luden die Oestreicher die Geschütze mit Kartätschen und feuerten auf die Preußen. Deren Reihen kamen in Unordnung. So oft sie die Angriffe erneuerten: es war unmöglich, die Batterie zu erobern.

Und fortan beherrschte Laudon das Feld. Er zeigte und bahnte den Russen die Wege zum gänzlichen Siege.

Laudon.

Denn Laudon, — unter den feindlichen Feldherrn des ganzen siebenjährigen Krieges wohl der schärfste und gewandtste, mit

entschlossenem und umfassendem Geist, — hatte schon seit längerer Zeit die Unordnung und Mattigkeit fast aller noch kämpfenden preußischen Bataillone wahrgenommen und mit besonnener Vorsicht während der letzten Stunde einen Schlag vorbereitet, der die Preußen von dem Traum ihres errungenen Sieges ganz aufschrecken sollte.

Seine Hauptmacht, besonders seine Kavallerie, war den Kampf hindurch hinter den Schanzen des rechten russischen Lagerflügels in der Oder-Niederung postirt.

Der König kannte seine Stellung daselbst; aber er hatte ihn nicht gefürchtet. Denn ihm war einerseits berichtet, daß es keinen passirbaren Weg aus der Oder-Niederung durch das Lager hindurch nach der Front desselben gäbe; und andererseits hielt er den Grund der Oder-Niederung im Rücken des Lagers zu größeren Reiter-Anmärschen für unbrauchbar. Er versah sich also weder rechts noch links vor ihm das Mindeste.

Beide Vorstellungen aber waren falsch. Das eine haben wir schon früher erzählt: daß Russen und Oestreicher zur Verbindung ihrer beider Stellungen einen Knüppeldamm über die Brüche und Bäche der Niederung gelegt hatten. Darüber konnten die östreichischen Reiter gut hinweg. Als sie darauf an die Höhen des russischen Lagers gelangt waren, nahm sie eine noch tiefere und breitere Querschlucht, als der früher beschriebene Kuhgrund, der sogenannte „hohle Grund"*) auf und brachte sie — vor den Augen unseres Königs und seiner Generale so lange ganz verborgen — plötzlich vor die Front des Lagers: und wir haben östreichische Kavallerie schon zwischen den Judenbergen und dem Walde aufmarschiren sehen. Sie konnten, zum Angriff schreitend, dem Könige im Nu in die linke Flanke fallen.

*) Er führt seit diesem Tage den Namen „Laudons-Grund."

Und das Andere können wir uns denken. Denn wie bisher die Oder-Niederung im Rücken des linken russischen Flügels für unsere Truppen, wenn auch beschwerlich, so doch passirbar war: so konnten auch die östreichischen Reiter im Rücken des rechten Lagerflügels zwischen Büschen und Mooren hindurch, über Brücken und durch Furthen sich allmälig der rechten Flanke des Königs nähern und zum Angriff unvermuthet dasein, ohne daß man vorher das Mindeste von ihnen gemerkt hatte.

Kurz, Beides geschah. Die Infanterie des Königs war mit einem Mal in der rechten und linken Flanke, ja fast auch im Rücken von östreichischen Reitern angefallen, — so weit überflügelten sie die preußische Stellung. Und in der Front standen die russischen und östreichischen Fuß-Regimenter vor ihnen.

Gegen diese ungeheure Uebermacht waren die zerrütteten preußischen Linien viel zu schwach. Nichts frommte ihnen der Muth einzelner Bataillone, nichts das Herannahen verschiedener Trupps Kavallerie, nichts die Ermunterung und das Beispiel des Königs.

Der König hielt im wildesten Feuer. Neben ihm fielen, tödlich getroffen, seine Flügel-Adjutanten von Cocceji, von Wendessen. Unter ihm wurde sein Pferd schwer verwundet, so daß er absitzen mußte; er bestieg ein anderes. Aber auch dies bekommt einen Schuß in die Brust, so daß es in Begriff zu stürzen ist und — ein Unteroffizier und der Kapitain von Götzen, sein Flügel-Adjutant, ihm nur mit Mühe herunterhelfen, bevor es fällt. Das Pferd, auf dem der König nun dem Unglück trotzen will, hat das Schlachtgetümmel wild gemacht, so daß es zurückgeritten werden muß. Endlich giebt ihm der Kapitain von Götzen das seine. *) In demselben Augenblick aber fährt eine

*) Die Pferde, welche unter dem Könige hier verwundet wurden, waren — das erste, ein brauner Engländer, der „Vogel" genannt; das zweite, ein

Flintenkugel dem Könige gegen das Bein. Er wäre verwundet worden, wenn das goldene Etui, das er in der Tasche trug, ihren Lauf nicht gehemmt hätte: — das Etui wird zusammengedrückt und der König empfängt bloß eine Quetschung,

Nun dringen sein General-Adjutant, der Oberst von Krusemark, und Alle, die in seiner Nähe waren, in ihn, den gefährlichen Ort zu meiden. Aber der König in höchster Aufregung und übermäßiger Anstrengung, das Unglück nicht Herr über seine Truppen werden zu lassen, ruft ihnen zu: „Wir müssen hier Alles versuchen, um die Bataille zu gewinnen, und ich muß so gut, wie jeder Andere, meine Schuldigkeit thun!"

Ach, es war doch Alles vergeblich. Russen und Oestreicher, zu Fuß und zu Rosse, Kanonen und Haubitzen, — Alles in Ueberzahl, Alles mit größeren Kräften!

Die Preußen müssen zurück. Ihre Eroberungen werden ihnen wieder genommen.

Wieder am Kuhgrnnd.

Bis an den Kuhgrund, — in die Position, welche die Preußen um 2 Uhr gewonnen hatten, — wurden sie jetzt zurückgedrängt.

„Halt, halt!" rief der König mit übermächtiger Stimme und gewaltsam widerstrebend. Sein Zuruf, erst lange Zeit nicht ge-

---

Fuchs, gleichfalls Engländer. Das Pferd, welches der Stallmeister wieder zurückbringen mußte, weil es von dem Lärm wild geworden war, hieß der „Brillant," ein Schimmel. Das Pferd endlich, welches der Flügel-Adjutant von Götzen dem Könige gab, war unter dem Namen „kleiner Schimmel" in der Armee bekannt. — Von den Pferden des Königs haben mehre die Gefahren des Krieges redlich mit ihrem Herrn getheilt. Das erstgenannte, der „Vogel," unter andern ist siebenmal im siebenjährigen Kriege verwundet worden.

hört, schreckte nur allmälig die Gejagten aus ihrer Verwirrung auf; nur allmälig versperrte seine Gegenwart ihnen den Weg ins Weitere, und bändigte den Taumel ihrer Flucht.

Da endlich faßten einige Bataillons wieder Besinnung und Muth zum Widerstand. Am Kuhgrund formirten sie sich, so schnell und gut es ging, und empfingen den Angriff der russischen und östreichischen Infanterie, die langsam in geschlossenen Linien nachgerückt war, mit möglichster Gegenwehr.

Ihrem Beispiel aber folgten bald andere Bataillons und Regimenter, — die rückten neben sie: und wieder stand dort bis an den ersten Kunersdorfer See eine geschlossene preußische Linie. Den Platz, der vor wenig Stunden mit dem Blute ihrer Brüder so übermäßig theuer erkauft war, wollten sie jetzt wenigstens behaupten.

Was der Preuße von Kraft und Gegenwehr noch daran setzen konnte, that er jetzt in vollem Maße. Vom Orte überdies begünstigt, wies er zuerst alle Angriffe der Feinde zurück. Und allmälig — unter den Ermunterungen des Königs — wuchsen ihre Kräfte: bald zeigten sie sich nicht blos beharrlich, standhaft und hartnäckig; auch zum Angriff schritten sie vor. Und so sehr schien der Kampf ins frühere Geleise umzulenken, daß die russischen und östreichischen Regimenter sogar einen Schritt um den andern wieder rückwärts zu gehen anfingen.

Der König war durch diese kaum erwartete und schwer errungene Wendung wie von einem Zauber getroffen: all seine innere Noth und Bangigkeit war er in Einem Augenblick los. Mit wahrer Inbrunst blickte er nach dem Schein von Hoffnung, der mitten über seinem Unglück, wie eine Sonne im Dunkel, wieder aufging: er ließ sein Auge gern von ihrem Glanze blenden und drückte jede Besorgniß, ob der nächste Augenblick ihn von einer Täuschung aufrütteln möchte, gewaltsam nieder.

„Noch ist die Bataille nicht verloren!" rief er lebhaft und

zuversichtlich. Er hatte seine Truppen ja schon oft Wunder vollführen sehen. „Vielleicht auch heute!"

Zudem baute er seine Hoffnung noch auf eine andere Attake, die seit längerer Zeit schon vorbereitet war und im nächsten Augenblick sich entscheiden sollte.

Unerklärlich.

Denn weil die Kavallerie gegen die Front und den rechten Flügel des russischen Lagers durchaus nicht ankommen konnte, hatte der König, schon bevor die Infanterie bis zum Kuhgrund zurückgedrängt war, den Prinzen von Würtemberg mit einigen Regimentern von seinem früheren Posten abgerufen und beauftragt, im Rücken der Infanterie durch den Bäckergrund hindurchzuziehen, von da in der Oder-Niederung am Fuß der Mühlberge vorzudringen und den Feinden in die linke Flanke zu fallen. Der Prinz von Würtemberg hatte sich mit bereitwilligem Eifer dem Auftrag unterzogen und war an der Spitze eines Dragoner-Regiments, gefolgt von anderen, durch den Bäckergrund hindurchgegangen.

Im Rücken der Mühlberge hielt der General von Puttkammer mit einem Husaren-Regiment vom Reserve-Corps. Dieser General hatte selbst schon gewünscht, eben die Attake auszuführen: sie war ihm besonders Glück versprechend erschienen. Weil ihn aber der König selbst auf jenen Posten gestellt hatte, blieb er zurück und ließ den Prinzen mit seinen Dragonern und Kürassieren vorbei.

Der Raum neben den Mühlbergen war eng: links die steilen Anhöhen, rechts die Brüche und Bäche der Niederung. Regimenter konnten da nicht formirt werden; nur Schwadronsweise ritten sie hintereinander. Doch ging der Marsch ziemlich schnell und ungehindert vorwärts. Mehrmals passirten sie schlimme

Stellen, welche die feindlichen Kanonen geradehin bestrichen. Aber der Prinz von Würtemberg ritt tapfer voran, und ihm zur Seite sein Adjutant.

Sie ritten ein gutes Stück vor den Schwadronen einher: denn da die Anhöhen, welche sie erklimmen sollten, immer steil und für Reiterei unpassirbar waren, kam es dem Prinzen darauf an, bei Zeiten eine günstige Stelle zum Aufmarsch zu entdecken. Endlich hinterm Kuhgrund traf er auf einen sanften, wenn auch schmalen Einschnitt, wo die Anhöhen allmälig anliefen. Hier ritt er hinauf, und zu seiner Freude sah er, daß er sich bereits im Rücken der feindlichen Infanterie befand, die mit der preußischen im heftigen Feuer war.

„Vortrefflich!“ rief der Prinz: „wir werfen uns den Feinden in den Rücken, die Infanterie dringt von vorne an; so müssen wir sie gänzlich schlagen!“ Er hatte den Sieg schon vor Augen; denn ungesäumt entschloß er sich, mit einzelnen Zügen, sowie sie herankämen, den Feind zu überfallen.

Aber wie groß war sein Erstaunen, als er sich umwandte und das Kommando geben wollte! Denn die Kavallerie hinter ihm war verschwunden. Kurz vorher hatte er sie noch in bester Ordnung gesehen, — jetzt war sie weg.

„Es ist oft unerklärbar,“ sagt ein erfahrener Offizier, „warum der Soldat bei manchen Gelegenheiten die größten Schwierigkeiten übersteigt und im eigentlichen Verstande ein Held ist, bei andern hingegen ganz entgegengesetzte Gesinnungen äußert, wenn die Gefahr bei weitem nicht so groß ist.“ Unter den Regimentern, die sich jetzt durch das feindliche Feuer unerwartet hatten abschrecken lassen, befanden sich einige, die das Jahr vorher bei Zorndorf bewunderungswürdige Beweise der seltensten Unerschrockenheit abgelegt hatten. Wer mag wissen, was hier und dort den verschiedenen Einfluß auf sie geübt hat? — Nur Eins

könnte man vermuthen: Seydlitz, der General, auf den sie Alles gaben, war nicht bei ihnen.*)

Kurz, als der Prinz von Würtemberg mit ihnen anrücken wollte und den glänzendsten Sieg von ihnen versprach, versagten ihre Dienste. Staub, — weithin, — von flüchtigen Reitern aufgeregt, verdeckte ihm die Aussicht.

In demselben Augenblick bekam der Prinz von Würtemberg einen Schuß, der ihn leicht verwundete: er mußte glücklich sein, aus der schlimmen Lage mit dem Leben davonzukommen.

General von Puttkammer.

Zu diesem unglücklichen Ausgang kam bald noch ein neuer. Denn als der General von Puttkammer die schmähliche Flucht der preußischen Kavallerie gewahr wurde, wollte er, soviel an ihm war, mit seinen Husaren die Sache wieder wenden. Er hatte vom Könige nicht den Auftrag; doch da er die Attaken im Sinne des Königs wußte, säumte er nicht, von seinem Posten, den er so lange unthätig behauptet hatte, vorzustürmen und auf die Höhen anzulaufen.

Das Regiment folgte entschlossen und muthig. Aber volle Kartätschenladungen empfingen und zerrütteten es: der tapfere General von Puttkammer selbst fiel getödtet vom Pferde. Auch dieser Angriff ging erfolglos vorüber.

Noch mehre Reiter-Angriffe wurden darauf von dieser Seite gewagt: besonders muthig stürmten die Dragoner von Krockow

---

*) In dem Zeitungsbericht, der bald nach der Schlacht über ihren Verlauf von preußischer Seite öffentlich bekannt gemacht wurde, heißt es wenigstens so: daß die Kavallerie nichts weiter ausrichten konnte, „zumal da der General-Lieutenant von Seydlitz nach einer empfangenen Wunde das Kommando über selbige nicht weiter führen konnte."

und das Leibregiment Kürassiere unter Anführung des General von Platen an. Aber Alles war nutzlos. Die Höhen von der Oder-Niederung zu nehmen, war für Kavallerie zu schwer, ja unmöglich. Einige Schwadronen, namentlich vom Leibregiment Kürassiere, wurden in die sumpfigen Wiesen gesprengt. Da stachen sie fest und waren ganz der Gewalt der Russen und Oestreicher hingegeben. Sie wurden in großer Zahl gefangen gemacht.

Entscheidung.

Dies war der traurige Ausgang der Kämpfe, auf welche der König zuletzt seine Hoffnung gesetzt hatte.

Aber schon bevor diese Entscheidung bei der Kavallerie eintrat, hatte der König auch auf seinem Posten hinter der Infanterie am Kuhgrund alle Aussicht, das Spiel zu gewinnen, aufgeben müssen.

Denn es dauerte nicht lange, bis jene russischen und östreichischen Regimenter, welche vor den Preußen ein paar Schritte zu weichen angefangen hatten, kräftige Unterstützung bekamen. Von den Judenbergen rückten die sämmtlichen Regimenter des rechten russischen Flügels unter dem Kommando des General-Lieutenant von Villebois die Ebene hinab. Zwölf bis funfzehn, ganz frische, unversehrte Regimenter, die bisher vom Kampfe kaum mehr gemerkt hatten, als daß sie den Kanonendonner mit Ohren gehört und die letzten langsam auslaufenden Bewegungen einzelner Kugeln mit Augen gesehen hatten, die rückten jetzt mit festem Schritt gegen unsere schwachen abgematteten Bataillone. Sie hatten bisher nicht viel zu thun gehabt; und auch jetzt gab es nicht gerade Heldenthaten für sie.

Denn vor diesen gewaltigen Schauern mußten unter den Preußen die Letzten sich beugen, die noch mit Zuversicht und

Muth so lange aufrecht gestanden hatten. Gegen diesen Sturm konnte nicht Stand gehalten werden. Schon bevor die Russen mit ihrer ganzen Uebermacht nahe waren, überfiel die Unsern mit der Gewißheit der Niederlage ein übermäßiger Schrecken.

Die anrückenden Regimenter breiteten sich in mehren Linien hintereinander über das ganze Feld; rechts und links, hier nach dem Walde, dort nach der Niederung, und weit vor ihnen her schwärmte russische und östreichische Kavallerie. Da wurde der Boden von diesen letzten Handlangern zum Siege wie leer und rein gefegt.

Die Preußen waren überall auf der Flucht: die Einen nach dem Neuendorfer Walde zurück, von wo sie am Morgen aufmarschirt waren; die Andern über den Bäckergrund nach den Trettiner Höhen. Viele Kavallerie wurde in die Sümpfe und Moräste gejagt und gefangen genommen; fast alle Kanonen blieben im Sande, in den Brüchen und vor den Brücken stecken. Jeder war auf Rettung bedacht. Mit dem nackten Leben davon zu kommen, war das Einzige, was man aus dieser grenzenlosen Verwirrung gewinnen konnte.

Es klingt wie unglaublich, daß auch in diesen wenigen Augenblicken der überall sich entscheidenden Niederlage noch einzelne Bataillons Stand hielten und kämpfend behaupteten. Zwecklos war es freilich. Doch genügten sie so ihrem Heldenmuth und ihrer bis zum Tode unwandelbaren Treue. Namentlich das Regiment Diericke hielt sich am längsten auf den Mühlbergen und vertheidigte sich wie verzweifelt. Der König belohnte nach der Schlacht die Großthaten dieses Regiments, indem er jedem Musketier und jedem Unteroffizier, der übrig geblieben war, ein beträchtliches Geschenk an Gelde machen ließ.

Auch das Regiment Markgraf Karl hielt die preußische Ehre. Denn gegen feindliche Uebermacht an Infanterie, Reiterei und Kanonen formirte es sich nichtsdestoweniger, rettete ein paar Ge-

schütze und hielt die feindlichen Truppen vom weiteren Nachsetzen zurück.

Ferner die Dragoner von Krockow, welche, während sie den Rückzug der preußischen Armee deckten, mit der feindlichen Kavallerie noch lange die hartnäckigsten Kämpfe aushielten, endlich einen Verhack hinter sich anzündeten und dadurch dem Feinde das Nachsetzen verwehrten.

Endlich das Regiment Lestwitz müssen wir nennen, das bis auf den letzten Augenblick mit feuriger Tapferkeit den Rückzug der Armee deckte, und dessen übrig gebliebene Mannschaften der König gleichfalls hernach durch Geschenke belohnte und ehrte.

Aber — — die Schlacht war verloren. Es war sieben Uhr Abends, als sich Alles entschieden hatte.

Der Letzte auf dem Schlachtfeld.

Bei der Verwirrung dieser letzten Augenblicke hatte auch in der nächsten Umgebung des Königs Alles seine gewohnte Form und Haltung verloren. Von den Adjutanten und Ordonanz-Offizieren waren mehre getödtet, andere verwundet; von denen, die noch übrig geblieben, waren die Einen hierhin, die Andern dorthin beordert. Da Stellung und Bewegung der Truppen in jedem Augenblick sich änderten, war es eine Zeitlang keinem seiner Begleiter möglich gewesen, sich wieder zum Könige zurecht zu finden. Und er, — der Monarch, — der Herr aller der Massen, die in wilden Bewegungen weit um ihn her rannten, — stand allein auf einem Sandhügel der Mühlberge. Nur ein Page war noch hinter ihm.

Unterdessen ging der Kampf zu Ende; die Wogen des Sieges rauschten alle Eine Bahn. Dem Könige wäre es in diesem Augenblick willkommen gewesen, wenn sie ihn ganz verschlungen hätten. Aber eine Kugel, so verzweifelt er sie herbeiwünschte, gab es an diesem Tage nicht für ihn.

Die Stimmung der Verzweiflung dauert aber bei einem starken Manne nur so lange, wie er die vergebliche Hoffnung auf Unerreichbares nicht aus dem Herzen gerissen hat. Als der König sah, es ging nicht mehr: da ergab er sich — und Alles in seiner Seele wurde wunderbar ruhig, erhaben und gelassen. Er stieg vom Pferde, gab es dem Pagen zu halten, stieß den Degen vor sich in den Sand, und überschaute mit verschränkten Armen die Verwirrung, die Herr über ihn geworden war.

Das Tagewerk war vorbei. Die Zügel, die er so lange straff gehalten, waren ihm aus den Händen gefallen. Er konnte nichts mehr thun, nichts mehr bewirken. Nur — retten hätte er sich noch können. Doch daran dachte er nicht.

Als ob ihn ein übermächtiges Staunen und ein tiefes Besinnen über die gewaltsame Wendung der Dinge fesselte: so stand er da, wie eingewurzelt auf dem Sande. Dem ersten besten Trupp der Feinde, der zufällig nahte, wäre er wehrlos in die Hände gefallen.

„Wir Könige regieren die Welt nicht! es ist ein Anderer, der sie regiert!" — das mußte der König wohl sehen. Ruhe und Gelassenheit kam ihm von diesem Gedanken.

Da — zur Seite dieses Hügels ritt der Rittmeister von Prittwitz mit seinen Husaren vorbei, etwa vierzig an der Zahl: es waren Husaren vom Zietenschen oder Leibregiment. „Nun, Kinder," sprach der Rittmeister mit gezwungener Heiterkeit und verbissenem Unmuth, in der Sprache seiner Leute, „nun wollen wir sehen, wo der Zimmermann das Loch gelassen hat!" und wandte sich nach den Wiesen, um vom Schlachtfelde zu entkommen.

Auf nichts war er so wenig gefaßt, wie auf das Wort eines Husaren, der ihm zurief: „Herr Rittmeister, da steht der König!"

Erschreckt durch den Anblick des Königs, — dort ohne jede

Begleitung, mitten unter herumschwärmenden feindlichen Trupps, — ritt er hastig zu ihm heran. „Majestät!“ sprach er, „die Feinde sind rund um uns. Retten Sie sich!“

Der König aber war, wie aus einem Traume geweckt, — als müßte er sich auf Alles besinnen. Und eine Miene, der Gefahr zu entkommen, machte er nicht.

Der Rittmeister von Prittwitz hatte Mühe, den König zu überreden. Mit eindringlichen Worten ging er ihn immer heftiger an.

Endlich sprach der König: „Nun, Herr, wenn Er meint, vorwärts!“ setzte sich auf sein Pferd und die Husaren nahmen ihn in ihre Mitte.

In demselben Augenblick sprengte auch ein Trupp Kosaken heran. Der Rittmeister von Prittwitz wandte sich mit wenigen seiner Leute zurück und auf die Kosaken los. Mit einem glücklichen Schuß warf er den feindlichen Offizier vom Pferde und zu Boden. Der Trupp Kosaken war zersprengt.

Und der König rettete sich über das Hühnerfließ nach den Trettiner Höhen, — der Letzte auf dem Schlachtfelde.*)

---

*) Die Erzählung rührt so, wie sie hier mitgetheilt ist, aus dem Munde eines der 40 Husaren selbst her, des Husar Wittkopf, der in späterer Zeit als Zollbereiter in Frankfurt an der Oder lebte. — Der Husar, welcher den Rittmeister von Prittwitz zuerst auf den König aufmerksam machte, hieß Velten. Er hatte sich damals bereits vom gemeinen Husar zum Lieutenant emporgeschwungen. Der Nachfolger Friedrichs des Großen, König Friedrich Wilhelm II., erhob ihn, als Rittmeister bei den Zietenschen Husaren, gleich im ersten Jahre seiner Regierung in den Adelstand. von Velten starb darauf in den Feldzügen am Rhein 1793. — Der Rittmeister von Prittwitz aber ist der in demselben Jahre 1793 als General der Kavallerie gestorbene, hochverdiente und vielbekannte Offizier.

Ein Psalm, in Kriegsnoth zu singen.

Der Herr macht das Land leer und öde, und was darinnen steht, wirft er um.

Die Straßen sind verlassen, die Städte liegen verwüstet, und ihre Bewohner irren zerstreut.

Das ganze Volk liegt jammernd auf der Erde, das ganze Land ist ausgeleert und matt und welk.

O Herr, welch Fluch zerfrißt den Boden? und welche Schuld schreit nach Vergeltung?

Wie groß ist unsere Sünde, daß alle Freude dahin flieht? wie schwer die Missethat, daß alle Wonne weg ist?

Verdorben ist das Jahr, zu Trümmern geschlagen sind die Vesten; gefangen sind die Heere, todt die Tapferen.

Abgepflückt wie ein Oelbaum, — Frucht und Blätter abgepflückt, — so ist das Volk und Land.

Die Krone, in Staub und Rauch, — wer sieht sie glänzen? Der König, verlassen, irrend, — wer freut sich seines Winkes?

O Herr, willst du die Deinen länger in der Grube halten? Sieh, unsere Hoffnung bist du für und für.

Dritter Abschnitt.

Nach der Schlacht.

Der König überschaut das Schlachtfeld.

Der König verlebte schwere Stunden nach der Schlacht, vielleicht die bittersten und qualvollsten seines ganzen Lebens.

Unter dem Schutze der Vierzig seiner braven Leibhusaren und des muthigen Rittmeisters von Prittwitz war er zwar unversehrt vom Schlachtfeld entkommen. Aber — nichts als sein Unglück und Verderben hatte er mit dem Leben und der Freiheit gerettet.

In hastigem Fluge war er die Höhen der Mühlberge hinab, über eine Brücke des Hühnerfließes, und auf jener Seite die erste Anhöhe nach Trettin hinaufgeritten. Da hielt es ihn einen Augenblick an dem Boden fest, den er so wider Willen verlassen mußte. Er wandte sich um und überschaute das grauenvolle Feld, das ihm zuerst mit Hoffnung und Sieg geschmeichelt, ihn dann mit gänzlicher Niederlage und unendlichem Verlust gehöhnt hatte, — das Feld, auf dem von den Seinen nur die Todten und die am schwersten Verwundeten zurückblieben.

Hier stieg sein Schmerz zur grenzenlosen Wehmuth und helle Thränen stürzten ihm aus den Augen. „Ich bin verloren!" rief er mit furchtbarer Gewißheit: „Alles ist verloren!"

Es war, als ob die Beklemmung seiner Seele ihn vernichten wollte.

Ein Trupp fliehender Preußen kam nach derselben Gegend, wo der König hielt. Da eilte er ihnen mit ängstlicher Hast entgegen; die Thränen konnte er immer noch nicht halten, — er vertraute ihnen mit rührender Hingebung seine Schwäche, seine Bedürftigkeit, das Hinfällige aller irdischen Größe. „Kinder,“ rief er im wärmsten Tone der herzlichsten Bitte, „Kinder, verlaßt mich heute nicht! euren König, euren Vater verlasset nicht!“

Sie standen Alle zu ihm, — er konnte sicher darauf bauen. Und der edle Rittmeister von Prittwitz sprach in ihrer Aller Sinne: „nein, Majestät, das soll nimmer geschehen, so lange noch ein Athem in uns ist!“

Ach, es war doch Alles vorbei, Alles verloren.

Still und in tiefer Besorgniß wandte sich der König wieder um: er drückte die Schmerzen stumm in sich zurück.

Sie ritten alle weiter nach der Oder zu, in die Gegend, wo die Schiffbrücken des Königs lagen.

Der König auf der Rückkehr nach Oelscher.

Auf dem ganzen Wege erblickte der König nichts, was seine Noth und Angst mildern konnte: überall weit und breit in größter Unordnung, in ängstlichster Eile, fliehende Preußen.

Bei dem leisesten Geräusch, das sich vom Schlachtfeld her bis auf die Höhen verbreitete, bei dem geringsten Schein, als ob feindliche Trupps verfolgend nahten, stoben die Wenigen, die sich hier und dort zu sammeln schienen oder von der Flucht einen Augenblick ruhten, wie leichte Spreu weithin auseinander. Es war nicht die mindeste Haltung, nicht ein Anflug von Muth in den Truppen. Der Schrecken der Vernichtung durch übermächtige Feinde hatte sie alle ganz benommen, hatte sie völlig umgewandelt und wie zu Boden geworfen.

Wenn der König es versucht hätte: er hätte ihrer nicht tausend zusammenrufen können.

„Es ist Alles verloren!“ sprach er immer wieder verzweifelnd in sich hinein: „Alles verloren!“ Und ritt mit den Husaren weiter.

In einem Bauernhause.

In so großem Schmerze rang seine Seele: jede Hoffnung, jeder Trost war ihm verschwunden. Da — als er vom hastigen Ritte im Dorfe Oetscher abstieg, und hier im sehnlichsten Verlangen nach Einsamkeit, nach einem Augenblick besonnener Ueberlegung in ein Bauernhaus trat, wandte sich bei dem unerwarteten Anblick, der ihm dargeboten wurde, plötzlich seine ganze Empfindung. Mit blutenden Wunden lagen vor ihm auf dem Boden der Stube ein Paar seiner Krieger.

Es waren die Fähnriche von Stubenvoll und von Heilsberger, beide vom Infanterie-Regiment Grabow. Dem Erstern war durch eine Kanonenkugel über die Hälfte des Armes weggerissen, so daß vom Oberarm nur noch ein Stummel übrig blieb; dem zweiten waren gehauene Stücken Eisen aus einer Kartätschenladung ins Gesicht und in den Arm geschossen. Man hatte sie noch während der Schlacht halb todt in das Dorf gebracht; hier waren sie allmälig zu sich gekommen, aber kein Chirurg hatte sie verbinden wollen.

Kaum daß der König sie erblickte, da redete er sie im Tone des weichsten Mitgefühls an: „ach, Kinder, ihr seid wohl schwer blessirt.“

„Ja,“ antworteten sie, „allein das ist das Wenigste.“ Und mit heiterem Muthe, in heldenmäßiger Entsagung fuhren sie fort: „Wenn wir nur wüßten, ob Sie gesiegt haben: denn wir hatten schon zwei Redouten hinter uns und waren bei der dritten, als uns das Unglück traf.“

„Ihr habt es bewiesen,“ sprach der König mit gleich großer Selbstverleugnung, ihnen zur Beruhigung, „daß ihr unüberwindlich seid; das Uebrige war Zufall. Verliert nicht den Muth: es wird Alles, — auch ihr werdet besser werden.“ Und theilnehmend trat er näher und fragte weiter: „Seid ihr schon verbunden? hat man euch Ader gelassen?“

„Nein, Majestät,“ antworteten die Fähnriche, „kein Teufel will uns verbinden.“

Da war der König aufs höchste verwundert und erzürnt. Sogleich ließ er einen Arzt rufen und gab diesem seinen ganzen Unwillen über die schlechten Anstalten zu erkennen. Er befahl, für diese braven Leute keine Sorgfalt zu sparen.

Der Arzt freilich besah die Wunden, zuckte die Achseln und versicherte: „hier hilft kein Verbinden, alle Mittel sind vergeblich, wenn auch dem Einen der Arm abgenommen wird.“

Aber der König faßte die jungen Krieger bei der Hand und zeigte sie dem Arzt. „Hier sehe Er!“ sprach er, „die Leute haben noch kein Fieber; bei solchem jungen Blut und frischen Herzen pflegt die Natur allezeit Wunder zu thun.“

Nun mußte der Arzt wohl das Seinige besorgen: er ließ zur Ader und verband die Wunden. Der König selbst aber befahl, daß ihnen im Hauptlazareth möglichste Gemächlichkeit gegeben würde. Und beim Fortgehen sprach er herzlich zu ihnen: „Kinder, geht in Gottes Namen! es mag mit euch werden, wie es will, so werde ich es erfahren; und wenn ihr nicht mehr dienen könnt, soll euch nichts abgehen, ich werde euch nicht vergessen.“

Traurige Scene! — Aber die muthigen jungen Leute hatten bei allem Unglück den König einen Augenblick überwunden. Bereitwillig hatte er die Aufforderung, seine eigene Empfindung zu unterdrücken, aufgenommen: und die Gelegenheit, das königliche Amt in edelster Weise zu verwalten, hatte seine Sinne für einen Moment mit Ruhe durchdrungen. Friedrich der Große hegte,

wie ein echter König mit göttlichem Beruf, größeres Gefühl für Andere als für sich. —

Er vergaß übrigens in späterer Zeit die beiden Fähnriche wirklich nicht. Sie wurden geheilt, gingen darauf zum Corps des Prinzen von Würtemberg nach Pommern, wurden abermals hart blessirt, und als sie nach dem Frieden für invalide erkannt werden mußten, versorgte sie der König als „wohlgediente Offiziere" mit einträglichen Civilämtern.

Der König im Dammhause zu Oetscher.

Als der König nach jenem Gespräch aus dem Hause hervortrat, setzte er sich schnell wieder zu Pferde, — der Rittmeister von Prittwitz und die Husaren an seiner Seite. Er suchte ein anderes Quartier, wo er allein bleiben und ungestört seinen Gedanken nachgehen konnte.

Es war freilich schwer, ein Quartier zu finden. Denn Oetscher, das Dorf, in welchem der König sich befand, war das nächste an den Schiffbrücken, die Tags vorher über die Oder gelegt waren. Ueber diese Brücken, war des Königs Befehl, sollte keiner von den Flüchtigen gelassen werden; natürlich wollte er selbst auch nicht weiter vom Schlachtfelde weichen, — er theilte ja immer freiwillig die Gefahren mit den Seinigen. In diesem Dorfe aber lagen alle Häuser voll Verwundeter, von denen der König keinen verdrängen wollte.

Endlich am Ende des Dorfes stand — mehr eine Hütte als ein Haus: Dammhaus oder Fährhaus wird es hier und dort genannt. Die Kosaken hatten es vor mehren Tagen geplündert und zerstört, so daß seine Wände allen Winden offen standen. Mit diesem kümmerlichen Schutz vor Nacht und Wetter nahm der König vorlieb: — der Herr und König in dem schlechtesten Hause, das jeder Andere verlassen hatte, weil es völlig unwirthbar war.

Den Rittmeister von Prittwitz ließ der König mit den Husaren draußen und gab ihm den Auftrag, Sorge zu tragen, daß er selbst ruhig und ungestört darinnen bleiben könne. —

In seinem Geiste hatte der Angstruf, der an diesem Abend dem gepreßten Herzen so oft entquollen war, der Ruf „Alles verloren!“ noch mehr zu bedeuten, als seine Begleiter im Augenblick glaubten. Nicht bloß, daß er die Schlacht unglücklich abgelaufen sah, sondern — auch für die Zukunft hielt er Alles für verloren. „Ja, wenn der Russe mit dem mindesten Kriegsverstande zu Werke geht,“ sprach der König vor sich hin, „so ist er auf dem Fuße hinter mir her und ich bin wehrlos in seiner Gewalt.“

Sogleich trat er aus dem Dammhause wieder hervor und sandte den Rittmeister von Prittwitz mit dem Befehle fort: „die zerstreuten Infanteristen, so viel er finden könne, zu sammeln und ihm über den Erfolg Meldung zu thun.“ Er wollte sich durch Unvorsichtigkeit den Feinden nicht selbst in die Hände liefern.

„Aber auch wenn es gelingt, ein paar Leute zusammenzubringen,“ überlegte der König, als er wieder hineintrat, „was vermag ich mit den abgematteten Soldaten gegen die unversehrten, siegestrunkenen Regimenter der Russen!“

Der König sah das Schicksal übermächtig seine dunkeln Wetter herrollen. Es war ihm wie dem Pilger in der Wüste, der in dem rundumher aufgeregten Sandmeer untergehen muß. Keine Rettung, — sicherer Untergang!

„Mein einziger Trost ist,“ rief er stolz aufathmend, „daß ich mit dem Degen in der Hand sterben werde!“

In der That, dies war der Gedanke und die sichere Voraussicht, die in der Seele des Königs jetzt umgingen.

Ein Anderer, als der König, hätte in ähnlicher Lage zweierlei vorausgesehen, — entweder Tod oder Gefangenschaft. Und Gefangenschaft wäre ihm vielleicht als der minder schreckliche

Ausgang erschienen. Unser König aber sah darin, daß er gefangen würde, nur Schmach — für sich, für seine Thronfolge und für den Staat. Welche demüthigenden Bedingungen würden die Feinde an seine Freigebung knüpfen! Der König war entschlossen, die Ehre seines Hauses und den Ruhm des preußischen Staats nicht an sein Leben zu fesseln. Er wollte untergehen, damit seine Nachfolger — so viel an ihnen — den Ruin des Staates abwehren könnten.

Der Augenblick war also gekommen, der seit dem Beginn des Jahres dem Könige in dunkler Ahnung vorgeschwebt hatte, — der Augenblick, da er mit dieser Welt, mit dem Staate, mit seinem Hause und seiner Armee die Rechnung abschließen sollte.

Die Zeit, da er noch frei war und lebte, war ihm vielleicht knapp zugemessen; er durfte nicht säumen. Schnell mußte er alle Verordnungen treffen, die für den Fall seines Todes nothwendig würden.

Und eiligst trat er wieder aus dem Hause.

Da hatten sich auf die unterdessen verbreitete Nachricht, daß der König in der äußersten Hütte verweile, Alle aus dem Dorfe, so viel von den Verwundeten noch gehen und stehen konnten, um die Hütte gelagert und bildeten eine freiwillige Wache vor der Wohnung ihres Königs.

In der Noth erkennt man seine Freunde. Aber es waren lauter verwundete und ganz erschöpfte Krieger.

Auch ein Adjutant, der Oberst von Krusemark, und Andere hatten sich wieder eingefunden. Der König empfing nun, was er brauchte. Und Alle blieben draußen, während er allein in das zertrümmerte Haus zurückging.

Da schrieb der König nun nach Berlin an seinen Minister und nach Schlesien an seinen Bruder die Meldung des entscheidenden Ereignisses und setzte fest, was für den Augenblick und nach seinem Tode das Zweckmäßigste schien; zuletzt schrieb er auch

eine Instruktion für den General-Lieutenant von Fink, den er zum Kommandeur der Truppen ernannte, die sich hier in der Mark vielleicht noch aus dem Schiffbruch retten würden.

Von diesen Briefen und Verordnungen können wir nur zwei mittheilen: den Brief an den Minister, Grafen Fink von Finkenstein, und die Instruktion für den General-Lieutenant von Fink. Die Depesche an den Bruder des Königs, den Prinzen Heinrich, ist wahrscheinlich dem Feinde in die Hände gefallen und verloren gegangen. Auch die Depesche, in welcher der König befiehlt, daß die Königliche Familie in Magdeburg ihren Hof nehmen und die Staatsarchive ebendahin gerettet werden sollen, ist uns ihrem Wortlaute nach nicht bekannt geworden.

An den Minister, Grafen Fink von Finkenstein.

„Ich habe," schreibt der König, „diesen Morgen um 11 Uhr den Feind angegriffen. Bis zum Judenkirchhof*) nahe bei Frankfurt haben wir ihn geworfen; alle meine Truppen haben Wunder verrichtet. Aber dieser Kirchhof hat uns entsetzlich viel Leute gekostet. Unsere Mannschaften geriethen in Konfusion; dreimal versammelte ich sie wieder; endlich wäre ich selbst fast gefangen genommen und mußte das Schlachtfeld verlassen. Mein Anzug ist von Kugeln durchlöchert, zwei Pferde wurden unter mir getödtet. Mein Unglück ist, daß ich noch lebe. Unser Verlust ist sehr bedeutend. Von einer Armee von 48,000 Mann habe ich in diesem Augenblick nicht 3000. Alles entflohen. Ich bin nicht mehr Herr meiner Leute. Man wird wohl in Berlin thun, an seine Sicherheit zu denken. Es ist ein grausamer Schlag und überleben

*) Wir wissen schon, daß der König hier, wie immer, wenn er von den Ereignissen bei Kunersdorf spricht, die Namen „Judenkirchhof" und „Judenberg" verwechselt.

werde ich ihn nicht. Die Folgen der Affaire aber werden noch schlimmer sein, als die Affaire selbst. Denn ich habe keine Hülfsquellen mehr und — um die Wahrheit zu sagen: ich halte Alles für verloren. Ich werde den Verlust meines Vaterlandes nicht überleben. Adieu für immer! Friedrich."

Instruktion für den General-Lieutenant von Fink.

Die Instruktion für den General-Lieutenant von Fink ist nicht, wie dieser Brief an den Minister, französisch, sondern vom Könige selbst deutsch abgefaßt. Sie lautet:

„Der General Fink kriegt eine schwere Kommission. Die unglückliche Armee, so ich ihm übergebe, ist nicht mehr im Stande, mit den Russen zu schlagen. Haddick wird nach Berlin eilen, vielleicht Laudon auch. Geht der General Fink diesen beiden nach, so kommen die Russen ihm in den Rücken; bleibt er an der Oder stehen, so kriegt er den Haddick diesseits. Indessen so glaube: daß, wenn Laudon nach Berlin wollte, solchen könnte er unterwegs attakiren und schlagen; solches, wo es gut geht, giebt dem Unglück einen Anstand und hält die Sachen auf. Zeit gewonnen, ist sehr viel bei diesen desperaten Umständen. Die Zeitungen aus Torgau und Dresden wird ihm Cöper, mein Sekretär, geben. Er muß meinem Bruder, den ich Generalissimus bei der Armee deklarirt, von Allem berichten. Dieses Unglück ganz wiederherzustellen, gehet nicht an; indessen was mein Bruder befehlen wird, das muß geschehen. An meinen Neveu muß die Armee schwören. Dies ist der einzige Rath, den ich bei den unglücklichen Umständen im Stande zu geben bin. Hätte ich noch Ressourcen, so wäre ich dabei geblieben. Friedrich."

Der Fall, daß der König wirklich nicht hätte dabei bleiben können, ist — Gott sei Dank — nicht eingetreten.

Der König legt sich zu schlafen nieder.

Unterdessen schon lange bevor der König auf diese Weise Alles für seinen Tod vorbereitet hatte, war der Rittmeister von Prittwitz, wie ihm befohlen, mit einigen Bataillons, die er schnell zusammengebracht hatte, wieder vor der Hütte in Oetscher angelangt.

Er wollte, seinem Auftrage gemäß, dem Könige Rapport abstatten. Aber der Oberst und Flügel-Adjutant von Krusemark hielt ihn davon ab; er meinte: „der König werde alsdann den Versuch machen, wieder vorwärts zu gehen, was nothwendig unglücklich ablaufen müsse.“

So schlecht kannte ihn sein Adjutant, daß er ihm in diesem Augenblick so wenig Einsicht oder Fassung in die Lage der Dinge zutraute. Der König selbst vergaß, nach dem Erfolg des Auftrags zu fragen, den er dem Rittmeister von Prittwitz gegeben hatte.

Es war spät in der Nacht geworden, als der König sein Tagewerk schloß. Er rief seine Flügel-Adjutanten in die Hütte, und Alle legten sich zu schlafen nieder. Der König selbst lag angekleidet auf einem Bund Stroh, den Hut tief ins Gesicht gedrückt, den Degen bloß zur Seite. So schlief er mehrere Stunden äußerst ruhig.

Die Russen in derselben Nacht.

Hätte der König nur einen Blick in den Rath der russischen und östreichischen Offiziere thun können, nur ein Wort ihrem Gespräche abgelauscht: wie wäre die Last, die seine Seele drückte, leichter geworden!

Denn freilich, als die Preußen vom Schlachtfelde dahinstoben, rief der Befehlshaber, Graf Soltikow, die obersten Generale zum

Rath zusammen; es sollte überlegt werden, ob man den Preußen nachsetzen wollte oder nicht. Aber nicht auf dem Schlachtfelde — wie sich's gebührte — nicht den Preußen auf den Fuß, hielten sie den Rath, sondern gemächlich unter Dach und Fach kamen sie zusammen, in einem Bauernhause nahe der Dammvorstadt Frankfurts.

Hier zeigte sich bald, daß ihr Sinn ganz auf andere Dinge stand. Champagner und Tokayer ließen sie bringen und fingen wacker an zu zechen. Der Tag war ihnen allen heiß angekommen; der Sieg allein hatte sie schon wie berauscht: nun that der Wein noch das Uebrige.

So sehr der General Laudon darauf drang, den Preußen keine Erholung zu gönnen: die russischen Generale waren bald unfähig, sich nur der geringsten Anstrengung zu unterziehen.

Wüst verging der Abend und die Nacht. Am folgenden Morgen brauchten sie lange Zeit, vom Rausche nur auszuschlafen.

Als sie endlich bei Besinnung und Kräften wieder waren, konnte von Verfolgung nicht mehr die Rede sein: sie hätten zu einer neuen Schlacht den Angriff wagen müssen. Solche Anstrengung und Energie lag nicht in Soltikow's Charakter.

Er ließ seine Truppen seitwärts von dem verödeten, mit Leichen bedeckten Schlachtfelde in dem Walde kampiren. Und unser König blieb unbeirrt von seinem mächtigen Feinde.

Antwort des Königs an den Herzog Ferdinand von Braunschweig.

Als der König dies Unglaubliche erfuhr, war es ihm einen Augenblick, als wäre er kaum geschlagen. „Der Feind, der seinen Sieg nicht nutzen kann“, rief er aufathmend, „ist nie gefährlich.“

Ja, in der ersten Freude über dies ganz Unerwartete wurden seine Gedanken so stolz gehoben, daß er dem Abgesandten des Herzogs von Braunschweig, dem Grafen von Dohna, der vor

drei Tagen die Siegesbotschaft gebracht hatte, von der wir früher erzählt haben, die zuversichtlichste Miene zeigte. „Es thut mir leid", ließ er dem Herzog von Braunschweig fast scherzend sagen, „daß die Antwort auf eine so gute Botschaft nicht hat besser gerathen wollen. Wenn Sie aber auf Ihrem Rückwege noch gut durchkommen und Daun nicht schon in Berlin und Contades in Magdeburg finden, so können Sie dem Herzog Ferdinand von mir versichern, daß nicht viel verloren ist."

Die Stimmung freilich, in der der König diese Worte sprach, hielt nicht lange an: es war nur das erste hoffnungsvolle Wiederaufblicken, ein Frohlocken mehr in Ueberraschung, als bei kalter Ueberlegung.

Wenn der König seine wirklichen Verluste übersah, konnte er sich viele Tage lang nicht der quälendsten Besorgniß erwehren. Er blieb meistentheils in seinem Zimmer zurückgezogen, ließ nur die Personen vor, mit denen er nothwendige Angelegenheiten zu besprechen hatte, und war überhaupt im geheimsten Grunde seines Herzens über seine und des Staates Zukunft ganz in Zweifel.

Verluste des Königs.

Der König hatte wirklich ungeheuer viel verloren. Als sich nach mehren Tagen die Verluste vollständig übersehen ließen, erfuhr man, daß 172 Kanonen, 26 Fahnen und 2 Standarten dem Feinde in die Hände gefallen waren, daß ferner nahe an 20,000 Mann, nach genauer Zählung 534 Offiziere und 17,961 Mann theils todt, theils verwundet worden waren.

Wenn man die Zahlen recht würdigen will, muß man sie in Verhältniß zu dem bringen, was der König mit in die Schlacht genommen hatte. Er hatte bei weitem den größten Theil seiner Artillerie eingebüßt — so viel, daß er am folgenden Tage, als der Adjutant der Artillerie ihm die Meldung über die Kanonen

brachte, die noch gerettet waren, hastig mit den Worten einfallen konnte: „Herr, Er lügt! ich habe keine Kanonen mehr!“

Die Zahl der todten und verwundeten Mannschaften aber stand zu den übrig gebliebenen in solchem Verhältniß, daß von der Infanterie immer der zweite Mann, von der Kavallerie der vierte verloren gegangen war: — ein Verhältniß, wie es sobald in keiner andern Schlacht wieder vorkommt.

Die Infanterie-Regimenter waren alle so mitgenommen, daß sie in der ersten Verwirrung der nächsten Tage, jedes nur kaum ein schwaches Bataillon formirten. Bei einigen Regimentern war es noch weit ärger. Vom Musketier-Regiment Braun waren nur etwa hundert Gesunde aus der Schlacht gekommen; beim Regiment Grabow fanden sich von allen Offizieren nur zwei unversehrt wieder ein: alle ihre Kameraden lagen in Lazarethen oder ausgestreckt auf dem Sande.

Der König ging mit dem Rest der Regimenter, der sich am folgenden Tage von der Flucht bei Oetscher zusammenfand, über die Schiffbrücke auf die andere Seite des Flusses zurück. Und als er mit diesen Truppen die unversehrten Schwadronen und Bataillone verband, welche am Tage vor der Schlacht zur Bewachung der Schiffbrücke zurückgeblieben, und die anderen, welche unter Oberst Wunsch nach Frankfurt gegangen waren und jetzt von dort wieder zurückkehrten, da hatte er doch nur 18,000 Mann beisammen. Also — da er vor der Schlacht 48,000 Mann gehabt hatte, war seine Macht in den ersten Tagen, als sich noch nicht alle aus der Zerstreuung zusammengefunden hatten, wirklich um 30,000 geschmälert. Der Verlust war zu groß, als daß der König so leicht sich hätte darum trösten können.

Ewald Christian von Kleist.

Unter den vielen Opfern, welche der Tag zu beweinen gab, war besonders eines groß, in den weitesten Kreisen schmerzlich

und lange über die Jahre nachhaltig, in denen man sonst einen Todten zu beklagen pflegt.

Nicht bloß, daß der König in ihm einen muthigen Offizier, die Kameraden einen treuen Gefährten, die Soldaten einen geliebten Führer, Geschwister und nähere Bekannte einen sorgsamen Bruder und Freund verloren, — der Verlust war noch weit größer. Ganz Deutschland betrauerte den Tod ein Dichters, der die zartesten und edelsten Empfindungen in Aller Seelen geweckt hatte; ja noch mehr, — Freunde wie Feinde des Königs, Deutsche, Russen und Oestreicher trauerten an seinem Grabe: denn Jedem war ein Gefühl der seltenen Größe und Hoheit, der Liebenswürdigkeit und edlen Schönheit beigekommen, die in seiner Seele wohnten.

Wir wollen Alles näher erzählen.

In seiner Jugend.

Ewald Christian von Kleist war am 5. März 1715 auf dem Landgute seines Vaters, auf Zeblin in der Umgegend von Köslin geboren.

Schon früh in seiner Jugend zeigten sich zwei entgegenstehende Richtungen, die sein Leben bis an den Tod beherrscht haben. Bald sah man ihn nachdenklich und träumerisch, sorglos um Dinge, die andern Knaben wichtig sind; in die Einsamkeit zog es ihn: da saß er still und sinnend, heitere Bilder gingen durch sein Gemüth, — der künftige Dichter schlummerte. Dann forderte wieder seine körperlich starke Natur ihr Recht; in munteren Scherzen versuchte er, was er vermöchte, in muthigen Kämpfen übte er seine Kraft: ein Verlangen nach großen Thaten trieb ihn, den Ruhm des Helden über Alles zu achten.

Schnell wuchs er zu einer rüstigen großen Gestalt, zu einer martialischen Kriegerfigur heran. Aber immer blieb der Aus-

druck seines Blickes weich und offen, sein Auge groß und zutraulich.

Als Knabe auf den Schulen schritt er mit behender Leichtigkeit vorwärts. Sechszehn Jahre alt, bezog er schon die Universität zu Königsberg, um die Rechte zu studiren. Auch da leuchtete er vor all seinen Kameraden durch geistige Lebhaftigkeit, durch Selbstständigkeit seiner Gedanken; ja, vor ältern Gelehrten that er sich in gründlichen Abhandlungen über schwierige Fragen der Wissenschaft hervor.

Jedermann, der seine Bildung verfolgte, sah eine glänzende Laufbahn auf dem Felde der friedlichen geistigen Beschäftigung für ihn voraus.

Aber das Schicksal hatte es anders bestimmt.

Unerwartete Wendungen.

Als er von der Universität zurückgekehrt war, redeten ihm seine Eltern freundlich zu: „bevor du ein Amt antrittst, sieh, was unsere Vettern im Ausland machen! bring ihnen Grüße von uns und erwirb dir Freunde in der Verwandschaft!"

Ewald von Kleist besann sich nicht viel, — er reiste nach Dänemark zu seinen Vettern.

Da ereignete sich unerwartet, daß sein Leben eine Wendung bekam, die er nicht im mindesten vorhergesehen hatte. Denn seine Verwandten waren dort im Militairstande hochgestellt: und als sie ihren jungen Vetter sogleich von Herzen liebgewannen, wollten sie ihn bald nicht wieder von sich lassen, setzten ihm so lange zu, bis er sich entschloß, seine Karriere zu ändern und Kriegsdienste in der dänischen Armee zu nehmen.

Seine Eltern waren es zufrieden: und er wurde wirklich im Jahre 1736 dänischer Offizier.

Nur dem Auslande sollten seine Kräfte nicht lange gewid-

met bleiben. Denn als im Jahre 1740 Friedrich der Große den Thron bestieg, forderte ihn dieser aus dänischen Diensten zurück. Der König wollte in seiner Armee keines der braven pommerschen Landeskinder entbehren: und Kleist wurde als Lieutenant dem Musketier-Regiment Prinz Heinrich beigegeben, das in Potsdam Garnison hielt.

Bis zum Jahre 1743 lebte er hier, seinen Pflichten treu, seinen Kameraden ein freundlicher Genosse. Er war ganz dem militärischen Stande, seiner Ehre und Würde hingegeben. Mit Ernst unterzog er sich dem Studium der Kriegswissenschaft. Da wurde er plötzlich neben dem Soldatendienst zu seinem zweiten Amt, dem göttlichen Amt des Dichters, berufen.

Es ist im Leben häufig so, daß bedeutungsvolle Wendungen sich an kleine Zufälligkeiten knüpfen. So war es auch hier.

Denn Kleist hatte, — wir kennen die Veranlassung nicht, — einen Zweikampf mit einem andern Offizier gehabt und lag an einer Wunde am Arm krank. In dieser Lage besuchte ihn ein Mann, der damals schon einen gewissen Namen hatte, nachmals aber immer höher im Ruhme seiner Zeit stieg: der Dichter Gleim, dessen „preußische Grenadier-Lieder“ zur Zeit des siebenjährigen Krieges begeistert die Ehre Friedrich des Großen und der Preußen sangen, der~~selbe deu~~tsche Dichter, den der König selbst gegen seine Gewohnheit mehrfach auszeichnete, — der König war ja der französischen Sprache und Dichtkunst bei weitem mehr zugethan. Gleim besuchte den Kranken, um ihm durch Theilnahme die Einsamkeit der Krankheit zu erleichtern.

Doch wie er ihn fand, glaubte er ihn hinlänglich beschäftigt: denn vor seinem Bette lag ein Buch aufgeschlagen, das einem gelehrten Manne, wie ihm, Unterhaltung genug gewähren mußte: die Schrift, welche der römische Imperator Julius Cäsar über seine Kriege in Gallien abgefaßt hat.

Aber — „der Arzt will nicht, daß ich lese,“ sprach Kleist. Und sogleich war Gleim dabei, ihm vorzulesen.

In einem Gedichte, das er las, kam eine so komische Wendung vor, daß Kleist trotz Mattigkeit und Schmerzen laut und herzlich lachen mußte. Die Erschütterung ergriff den kranken Arm, und verursachte, daß die Wunde aufbrach und stark zu bluten begann. Sogleich wurde der Arzt gerufen: und dieser — unerwartet genug — erklärte beim ersten Anblick den Vorfall für ein besonderes Glück. Er bemerkte Spuren vom Brande, die sonst vielleicht unbeachtet geblieben wären und weiter um sich gegriffen hätten. Es wurden Mittel dagegen angewandt, und in kurzem war Kleist genesen.

„Der Dichtkunst und Ihnen verdanke ich meine Gesundheit,“ sprach Kleist begeistert und mit warmer Hingebung zu Gleim: und ein Bündniß treuester Freundschaft war in demselben Augenblick geschlossen; zu gleicher Zeit aber ein tiefes sinnvolles Gemüth für die Schönheit der Dichtkunst gewonnen.

Noch in demselben Jahre trieb es ihn, die lebendige Sprache seiner Empfindungen mit dem Wohlklang der Reime zu zieren, den Gang seiner edlen Gedanken an den gemessenen Schritt und Tritt der Versbewegungen zu fesseln.

So war Kleist immer durch unerwartete, fremde Einflüsse geleitet und allmälig ganz von seinem zuerst gewählten Beruf abgekommen: durch seine Vettern in Dänemark Soldat, dann durch Friedrich den Großen preußischer Offizier: und jetzt fühlte er sich durch Gleims Freundschaft zum Dichter erweckt.

Die Schickungen Gottes hatten ihn sichtbar gelenkt und nach dem ewigen Plane seines Lebens war er allmälig dahin gekommen, daß er mit den beiden, ihm vom Himmel vertrauten Pfunden, — mit dem zum Helden und dem zum Dichter, — wuchern und nach Kräften ernten konnte.

Ehre des Dichters.

Was für Ehre dem Kriegsmann gebührt, weiß Jeder. Aber dem Dichter?

Und doch ist der Dichter wie ein Krieger, — ein gottgeweihter Krieger. Sein Schild und Waffe ist die reine Empfindung und der edle Gedanke, sein Geschoß das rechte treffende Wort, seine Parole das Ewige und Göttliche. Damit ficht der Dichter gegen die unlautern Stimmungen, die das tägliche Leben drücken; damit führt er zum Siege über vergebliche Sorgen und vergängliche Kleinlichkeiten; damit vernichtet und verdirbt er die Bösen, läutert und bessert er die Schwachen.

Ein Heerführer im edelsten Kampfe ist der Dichter; die Scharen, die ihm folgen, sind die Guten des ganzen Volkes.

Wer an seinen Gesängen das Herz erlabt und stärkt, tritt auf sein Schlachtkommando hinter ihn in die Reihen der Kämpfer für das Schöne und Edle.

Solch ein Dichter war Kleist mit dem ganzen Ruhme, der darin liegt.

Denn die Herrlichkeit der Natur, das himmlische Geschenk der Liebe und Freundschaft, der heilige Schmerz der Sehnsucht, — dies waren die Empfindungen, die ihn zum Dichten trieben; dann das Staunen vor Gottes unausdenkbarer Größe, das Hochgefühl für sein Vaterland und seinen König, — dies waren die erhabneren Empfindungen, aus denen seine Lieder hervorquellten.

Zart und weich war er in jenen Gedichten, groß und kühn in diesen; immer aber voll Wahrheit und Aufrichtigkeit. Wer die Klänge seiner Seele vernahm, fühlte sich über die vergängliche Welt erhoben, zur seligsten Empfindung, zum himmlischen Frieden begeistert. Weit und breit gewann er die feurigsten Verehrer seiner Kunst. —

Nur in seinem Stande war es anfangs schwer, mit dem

Dichten zur Anerkenung zu kommen. Dichten und Kämpfen reimt sich nicht für Jedermann. Zuerst hielt er alle seine stillen Arbeiten der Kunst vor den andern Offizieren geheim: denn „unter Offizieren,“ schreibt er sogar an Gleim, „ist es eine Art von Schande, ein Dichter zu sein.“

Allmälig aber löste sich das Vorurtheil. Und zuletzt, schon im siebenjährigen Kriege, als er einen Heldengesang zum Ruhme der Freundschaft, des Muthes und der Tapferkeit gedichtet hatte, konnte er ganz anders an Gleim schreiben: „das Gedicht hat mir viel Kredit gemacht; alle alten Generale haben mich recht herzlich dafür umarmt.“

Ungunst des Schicksals.

In ihren Empfindungen ist die Seele des Dichters beglückt und erhoben, auch wenn das Leben nach außen nicht den glänzenden Anschein gewinnt. Kleist bedurfte dieser geistigen Erhebung, denn in seinen sonstigen Verhältnissen hatte ihn das Glück nicht gerade in seine Obhut genommen.

Was jedem Manne das Nächste und Wünschenswertheste ist, — die Karriere in seinem Berufe war durchaus nicht glänzend. In den beiden ersten schlesischen Kriegen gaben die Kommando's, welche sein Regiment auszuführen hatte, ihm keine Gelegenheit, sich hervorzuthun, und beim Beginn des dritten war er seit sieben Jahren noch immer Kapitain — ein Rang, der seinem militairischen Ehrgeiz nicht schmeichelte.

Voller Hoffnung wurde sein Herz, als der dritte schlesische Krieg, der siebenjährige, herannahte. „Ich bin so vergnügt“, schreibt er, „wie ich in zehn Jahren nicht gewesen bin. Nun komme ich endlich einmal aus Potsdam — nach funfzehn traurigen Jahren.“

Wie sollte ihm der Krieg nicht Herrliches weissagen! Er

war ja voll Feuer für den Ruhm der Schlachten, für die Ehre der Preußen und für den Sieg seines Königs. Ja, er sehnte sich danach — wenn es sein sollte — auch das Leben für den König zu lassen. In der That, „ich freue mich auf den Tod," schreibt er an seinen Freund Gleim, „wie ein Schiffer auf den Hafen." Und in seinem herrlichen Gesang „an die preußische Armee" schließt er mit den Worten:

„Auch ich, ich werde noch, vergönn' es mir, o Himmel,
Einher vor wenig Helden ziehn;
Ich seh dich, stolzer Feind, den kleinen Haufen fliehn,
Und finde Ehr' und Tod im rasenden Getümmel."

Aber der Krieg traf ihn mit vielen Leiden. Selbst manche Geschäfte der Kampagne, Pflichten, die der Beruf ihm auferlegte, folterten ihn unsäglich. In einem vertraulichen Briefe gesteht er es: „ich weine zuweilen mit den armen weinenden Leuten, denen ich ihr Korn aus der Scheune nehmen muß, weil meine Pferde sich nicht das Hungern angewöhnen wollen." Das schreibt er wohl. Aber — daß es ihn immer trieb, so lange er irgend konnte, die Noth der Unglücklichen auch in Feindes Land zu mildern, daß er durch Geld aus eigener Tasche den Schaden oft ersetzte, den er im königlichen Dienst gleichwohl zufügen mußte — das schreibt er nirgend. Und doch hat er es so oft gethan.

Sein Name und seine Gegenwart war Allen und vornämlich den Unglücklichen ein Trost und Labsal.

Wenn wir das wissen, begreifen wir die Größe des Schmerzes, der ihn quälte, als er im Jahre 1758 folgenden Brief an seinen Freund Gleim schreiben mußte: „Die Russen sind auf meinem Gut gewesen und haben mir Alles genommen. Nun bin ich mit meinen armen Bauern und Geschwistern ganz ruinirt. Ich habe immer gedacht, noch einmal zu Hause zu sterben, wenn ich's im Kriege nicht würde. Aber nun — —." Der Kummer erstickte ihm die Worte, so daß er nicht zu Ende schrieb.

Und dies war noch nicht das größte Leid; kurz darauf widerfuhr ihm etwas weit Schmerzlicheres. Er erzählt den Vorfall wieder seinem theilnehmenden Freunde: „Die Russen haben meinen alten Mutter-Bruder, einen ehrwürdigen Greis, Namens Manteuffel *), mit mehr als dreißig Wunden auf seinem Gute ermordet und sein Haus geplündert. Ein sehr trauriger Fall für mich. Er war einer von denen, die ich von meiner ganzen Familie am meisten verehrt habe; er war die Redlichkeit und der Verstand selber und die Zuflucht aller Armen der ganzen Gegend. Er hatte ein schneeweißes Haupt und ein so ehrwürdiges Ansehen, daß ein Wolf ihn respektirt hätte, nur kein Russe. Ich kann mich der Thränen nicht enthalten, wenn ich an ihn denke. Er hat mich aus der Taufe gehoben, mich halb erzogen und mir sehr viel Gutes gethan."

So schreibt Kleist darüber.

Und — auffallend genug — auch in anderer Hinsicht waren die Zufälle des Krieges ihm wenig hold. Denn drei volle Kriegsjahre vergingen: und noch hatte Kleist an keiner Schlacht Theil genommen.

Wie sehr wünschte er es! „Um mit Ihnen natürlich und ohne Verstellung zu sprechen," schreibt er an Gleim, „so wünsche ich nichts mehr, als nur einmal mit zweihundert Mann kommandirt zu sein, und dann von zweitausend Oestreichern angegriffen zu werden. Wenn ich mich ergäbe, möchte mich der König immer zum Schelm machen lassen."

Aber seine Wünsche gingen nicht in Erfüllung. Statt an Schlachten theilnehmen zu können, hatte er meistentheils Kommando's in Sachsen, in dem Lande, welches sogleich beim ersten Einmarsch erobert worden, und wo in den nächsten Jahren nicht

*) Kleist's Mutter war ein geborenes Fräulein von Manteuffel aus Poplow in Polen.

viel Kriegerisches vorfiel. Er war hier fortwährend mit den friedlichen Beschäftigungen mitten unter dem Lärm der Kampagne beauftragt, mit Eintreibung der Steuern, Besorgung der Lazarethe.

Zu diesem letzteren Amt hatte ihn der König selbst bestellt. Der König wußte ja, daß er einen theilnehmendern, sorgsamern Offizier nicht damit beauftragen konnte.

Kleist aber schrieb: „ich habe einen Abscheu vor allen Garnisonen — und ich muß mit Gewalt zu Anfang eines vermuthlich langen Krieges hinein. Hundert Anderen wäre mit einem Kommando, wie das meinige ist, gedient gewesen, und die müssen im Felde bleiben. Ich aber, dessen größte Glückseligkeit dies gewesen wäre, ich muß hinaus und hinter die Mauer."

Solcher Klagen sind alle seine Briefe aus den ersten drei Feldzügen voll.

„O Himmel, schon wieder eine Leichenrede!"

Bald nach dem Beginn des Krieges, zu Anfang des Jahres 1757 war er zum Major befördert und an das damalige von Haußsche Infanterie-Regiment versetzt.

Kurz vorher war bei seinem frühern Regiment der Major von Götze gestorben. Und die Kameraden und die Musketiere waren eben dabei, ihn zu begraben. Der Fähnrich von Schulenburg, dem die begeisterte Rede zu Gebote stand, sprach an seinem Grabe herzliche, ergreifende Worte des Abschieds für diese Welt und des Nachrufs in jene hinüber. Aller Herzen waren voll Wehmuth über die Trennung von dem geliebten braven Offizier.

Da kam die Nachricht, daß Kleist von dem Regiment versetzt sei. „O Himmel," rief der Redner, als er kaum geendet hatte, „schon wieder eine Leichenrede!"

Und Alle weinten und fielen dem Major von Kleist um den

Hals, daß sie von ihm Abschied nehmen sollten. Ob er am Leben blieb, war ihnen die bloße Entfernung so schmerzlich, als wäre er ihnen für immer genommen.

In der Schlacht bei Kunersdorf.

Im vierten Feldzuge wurde die Schlacht von Kunersdorf seine erste und seine letzte Kriegsthat.

Im November des Jahres vorher hatte er zwar an der Spitze seines Bataillons beim Dorfe Plauen einen Paß zu decken, und bei dieser Gelegenheit eine kleine Kanonade mit den Oestreichern. Aber die Feinde zogen zu schnell feige zurück, als daß es zu etwas Bedeutendem gekommen wäre.

Erst das Unglück des Jahres 1759, als der König fast alle Regimenter aus Sachsen herausziehen mußte, gewährte ihm den Wunsch zu einer größern Aktion zu kommen. Allmälig, als die Aussicht darauf näher rückte, schrieb er immer glücklicher. „Unsere erste Bataille," heißt es in einem Briefe vom 30. Juni, als er noch in Sachsen stand, „wird nun wohl mit den Russen sein. Der Himmel gebe uns nur etwas Glück, Bravour wollen wir schon selbst haben."

Kleist hatte richtig vorhergesehen. Denn noch waren nicht fünf Wochen nach dieser Zeit vergangen, als er mit dem Corps des General-Lieutenant von Fink aus Sachsen aufbrach und in schnellen Märschen in der Gegend von Frankfurt zum Könige stieß.

Er gehörte auch während der Schlacht zum Reserve-Corps, das der General-Lieutenant von Fink kommandirte. Zwei Uhr Nachmittags war es gerade, bis die Regimenter der Reserve die Trettiner Höhen hinab, durch den Bäckergrund hindurch und zur Seite der Mühlberge in die Gegend des Kampfes gekommen waren, den die Avantgarde des Königs so überaus schnell vorwärts gerückt hatte.

Kleist brannte vor Begierde, Ruhm zu gewinnen und dem Könige den Sieg zu erkämpfen. Drei Batterien hatte sein Bataillon, zur Seite des rechten königlichen Flügels, bereits mit erobert. Er hatte dabei selbst zwölf starke Kontusionen bekommen und die beiden ersten Finger der rechten Hand waren so verwundet worden, daß er den Degen mit der linken führen mußte.

Da standen weit jenseit des Kuhgrundes in der Gegend des tiefen Wegs die östreichischen Grenadier-Kompagnien seinem Regiment gegenüber und schützten die vierte Batterie, auf die der Sturm jetzt gehen sollte. Es war der erste Kampf, an dem die Truppen Laudons, zwischen die russischen Regimenter geschoben, mit Theil nahmen.

Die Regimenter der Reserve setzten langsam Schritt vor Schritt: eine geschlossene, feuerspeiende Mauer, rückten sie vor. Preußen und Oestreicher zeigten sich gewetzte Zähne. Wer wird den Andern zu Schanden machen?

Kleist hatte, als Major, den Posten hinter der Front des Bataillons. Aber hoch auf dem Pferde, ragte er über die Köpfe der Leute hinweg. Und mit lebhaften Blicken war er überall, — bei dem Feinde grade aus, bei dem Kommandeur an der Spitze, bei den Leuten rechts und links. Die östreichischen Musketenkugeln und die russischen Haubitzen flogen dicht und unablässig. Die Luft zitterte und die Soldaten taumelten vor ihrem Sausen zu Boden.

Plötzlich sank auch der Kommandeur des Regiments, der Oberst-Lieutenant von Breitenbauch, getroffen vom Pferde.

Kaum daß es Kleist gewahrte, da sprengte er eilig vor und füllte den leeren Posten. Mit dem Bajonet schlug das Regiment unter seiner Anführung die östreichischen Grenadiere in die Flucht. Und weiter vorwärts sollte es gehen zum Sturm auf die nächste Batterie.

Kleist sammelte, den Muth der Seinen zu heben, die Fahnen des Regiments um sich her; einen Fahnenjunker faßte er selbst beim Arm. Und so ging es fort.

„Wir siegen oder sterben!“

Musketenkugeln flogen rechts und links: und eine schlug dem tapfern Führer durch den linken Arm. „Thut nichts!“ Kleist faßte den Degen wieder mit der blutenden Rechten.

Und weiter vorwärts ging es.

Da schmetterte ein Kartätschenschuß ihm das rechte Bein entzwei: er stürzte vom Pferde zu Boden. Dreißig Schritte war er von der sprühenden Batterie: er wollte um Alles gern den Sieg selbst erringen.

„Helft mir das Pferd besteigen!“ rief er den Musketieren zu. Sie hoben ihn, — aber umsonst! er konnte sich nicht mehr halten, — kraftlos sank er zur Erde zurück. Der Zusammenhang der Sehnen und Muskeln war zerstört.

Armer Held, bis hier geht deine Bahn — nicht weiter.

Zwei Soldaten seines Regiments faßten ihn an und ein Musketier vom Regiment Prinz Heinrich, bei dem Kleist sechzehn Jahre lang gestanden, kam aus Liebe zu seinem früheren Führer herbeigelaufen: die trugen ihn hinter die Front des Regiments.

„Kinder, verlaßt euren König nicht!“ rief Kleist, von seinen Leuten scheidend. Es waren die letzten Worte, die er zu ihnen sprach.

Er sah nach ihnen hin; sein Herz jubelte, als er ein anderes Regiment dem seinen zu Hilfe nachrücken sah, als die Batterie von ihnen gemeinschaftlich genommen wurde.

Ihn selbst aber trug man an den Elsbusch zur Seite der Höhen des russischen Lagers, da, wo der tiefe Weg in die Niederung ausläuft.

Ohne Hilfe.

Kleist war — schon während man ihn dorthin trug — in Ohnmacht gefallen.

Der Musketier vom Regiment Prinz Heinrich rief einen Wundarzt. „Sorgt für meinen Herrn!" mit diesen Worten gab er ihn seiner Pflege hin, und eilte selbst zum Kampfe zurück.

Als Kleist wieder erwachte, sah er den Chirurg beschäftigt, mit einem Taschentuch sein Bein zu verbinden. Da fuhr eine Kartätschenkugel dem Arzt gegen den Kopf. Kleist machte eine Bewegung, dem Armen zu helfen, aber umsonst, — er fiel entseelt an seiner Seite nieder.

Und Kleist blieb ohne Hilfe liegen.

Nach einiger Zeit kam der Adjutant des General-Lieutenant von Fink, der Kapitain von Pfau, vorbeigeritten. Kleist rief ihn an. „Wie geht es mit dem Siege?"

„Armer Freund, so finde ich Sie?" klagte der Kapitain, „jedoch wir siegen, ja, wir siegen!"

„Dann ist Alles gut!" rief Kleist und bat beim Abschied den Adjutanten, ihm einen Wagen zu besorgen, der ihn wegbrächte.

Der Herr von Pfau war bemüht, seinem Freunde Hilfe zu bereiten; er ließ den Wagen des General-Lieutenant von Fink selbst kommen. Bevor dieser aber von den Trettiner Höhen her in die Gegend gelangen konnte, — es war mehr als eine halbe Meile weit und die Passage dorthin langsam und schwierig, — da wurde es 6 Uhr Nachmittags, — das Schicksal des Tages wandte sich.

Und Kleist fiel in die Hände seiner Feinde.

„Flieht, flieht!“ riefen die Preußen, — und hinter ihnen Russen und Oestreicher daher, — bei dem Elsbusch vorbei, wo Kleist lag. Ihn sah Keiner, nicht Freund, nicht Feind, — doch er sah Beide. Das Herz wollte sich ihm in Thränen ergießen.

Abends, als die Schlacht völlig verloren war, begann für ihn erst Schmerz und Leid.

Herumstreifende Kosaken kamen in die Gegend. „Das ist ein Offizier!“ riefen sie in russischer Sprache untereinander, „der hat was in den Taschen.“ Und gierig fielen sie über ihn her, nahmen ihm Alles ab, Säbel, Hut und Schärpe, zogen ihm Alles aus, auch das Hemde, schleppten ihn hin und her, quälten und höhnten ihn.

Kleist redete sie an, — er war der polnischen Sprache mächtig und konnte sich verständlich machen.

Aber das rührte die Menschen nicht, die wild wie Thiere waren. Sie warfen ihn nach rechts und links und verübten ihre Barbarei zu Ende, bis sie seinen blutenden Körper in Schlamm und Moder gesenkt hatten, so daß er kaum mit dem Kopfe hervorsah.

Was fühlte und dachte Kleist, als er solcher Gewalt verfallen war? — Als er später seinen Freunden den Vorfall erzählte, konnte er eines mitleidigen Lächelns sich immer nicht erwehren, so oft er der widerwärtigen Gier und empfindungslosen Trunkenheit im Rauben und Plündern gedachte.

Vor Ermattung schlief er im Sumpfe ein und schlief ziemlich lange — wie er hernach erzählte — sehr sanft und gut.

Später — schon in der Nacht kamen herumschwärmende Feinde in die Gegend. Es waren russische Husaren. Gottlob, wir müssen zu ihrer Ehre Anderes erzählen. Sie fühlten menschlich. Denn sobald sie den elend Beraubten sahen, zogen sie ihn

auf's Trockene zurück — Kleist zitterte vor Kälte an allen Gliedern — zündeten ein Feuer an, bereiteten ein Lager von Stroh, legten ihn drauf, bedeckten ihn mit einem Mantel und setzten einen Hut auf seinen Kopf. Dann gaben sie ihm Brot und Wasser zur Erquickung: und als sie weiter reiten wollten, reichte Einer der Husaren ihm ein Achtgroschenstück. Kleist wollte es nicht nehmen, doch der Husar warf das Geldstück auf den Mantel und Alle ritten weiter.

„Gott erbarme sich des Schwachen!"

Die Nacht verging — und Kleist schlief wieder. Da führte der Morgen abermals einige Kosaken des Weges daher: die nahmen ihm die Geschenke der Husaren, nahmen ihm das Geld, den Mantel und den Hut. Und der verwundete, zum Tode elende Mann lag wieder nackt unter der Sonne des Himmels.

Endlich — endlich um 10 Uhr gegen Mittag ritt ein russischer Kavallerie-Hauptmann, der Herr von Stackelberg, in der Nähe vorüber. Ihm gab sich Kleist zu erkennen. Und auf die Fürsorge dieses Ehrenmannes geschah es, daß Kleist auf einem Wagen nach Frankfurt gebracht wurde. Gegen Abend des 13. August kam er dort an.

Mehr als vier und zwanzig Stunden waren, seit er verwundet worden, vergangen, als er nun zum erstenmale ordentlich verbunden wurde. Die Wunden waren durch den Blutverlust und mehr noch durch die Erkältung wohl schon tödtlich geworden.

Auf dem Krankenlager.

Kaum verlautete in Frankfurt, daß Kleist auf dem Schlachtfelde verwundet liege, da fuhr ein Schrecken und Jammern durch Alle, die davon hörten. „Kleist, der liebliche Sänger des Frühlings, blutend auf dem Felde? dessen edler Name über dem Lärm des Krieges so rein und laut klingt, verlassen und vergessen auf

nackter Erde?“ so fragten sie: und Allen, denen es bestätigt wurde, schwoll das Herz vor Verlangen, ihm zu helfen, ihn zu pflegen.

Doch auf das Schlachtfeld wurde Niemand gelassen. Sie mußten sich zur Geduld zwingen, bis Kleist durch die Fürsorge der russischen Behörden nach Frankfurt kam. Und auch da wurde er zuerst in eines der Kriegslazarethe gebracht.

Erst am folgenden Tage, dem 14. August, gelang es unter den vielen Verehrern seines Namens einem biedern Manne, dem Professor an der Frankfurter Universität Nicolai, von den russischen Behörden die Erlaubniß zu erhalten, daß er ihn in sein Haus nehmen, ihm mit eigener Hand Balsam auf die Wunden legen und zu dem Trost der Pflege auch den der liebevollen Theilnahme reichen durfte.

Wenn es möglich war, ihn wieder gesund zu machen, — so mußte es am sichersten gelingen. Was irgend zur Heilung erdenklich war, wurde angewandt. Die besten Aerzte der Stadt, der Doktor Krünitz, Eberti, die geschicktesten Wundärzte kamen fast Tag und Nacht nicht von seinem Bette. Sie wußten Alle: „retten wir dieses Leben, so erhalten wir einen der edelsten und treuesten Menschen.“

Das Krankenlager Kleists war überaus schmerzhaft: die Knochen des durchschossenen Beines ganz zersplittert. Doch behielt er bei allen Schmerzen eine bewunderungswürdige Stärke des Gemüths und klare Gegenwart des Geistes.

Mit den Männern, die aus Theilnahme und Hochachtung um ihn waren, unterhielt er sich über alle Gegenstände des gelehrten Wissens. Sein Wesen und seine Worte schrieben sich Jedem tief ins Herz, so daß er viele neue Verehrer und Freunde, auch unter den Feinden seines Königs, unter den Russen gewann, deren Offiziere ihn fleißig besuchten und aufs Theilnehmendste den Gang seiner Krankheit verfolgten.

Jeder wünschte, er möchte genesen, — und mancher hoffte es schon. Denn von einem Tage zum andern hielt er die Kur aus: man traute auf die helfende Kraft seiner starken rüstigen Natur. Er war ja erst 44 Jahre alt.

Nur die Aerzte schmeichelten sich vom ersten Augenblicke nicht mit falschen Hoffnungen. Er hätte das Bein müssen abnehmen lassen, — dann wäre es vielleicht gelungen, ihn durchzubringen; aber dazu wollte er seine Einwilligung durchaus nicht geben. „Gottes Wille geschieht an mir," sprach er, „ich habe kein Vertrauen, daß die Operation mir helfe."

So hielt er alle Schmerzen standhaft aus und sah dem Tode ruhig entgegen.

In ein Stammbuch.

Als der Doktor Krünitz, ein in seiner Kunst und Wissenschaft damals berühmter Mann, das Ende des theuren Kranken herannahen sah, bat er ihn noch, in sein Stammbuch ihm ein Andenken zu schreiben.

Kleist nahm das Buch: und beim ersten Aufschlagen traf er ein Blatt, auf dem der damalige Prinz von Preußen einen Gedenkspruch und seinen Namen geschrieben hatte. Kleists Augen strahlten vor Freude bei diesem Anblick. „O würdigster Thronfolger!" rief er aus und küßte das Blatt, „das ist Balsam für meine Wunden."

Als er weiter blätterte, traf er andere Namen damals großer und berühmter Männer, Wolf, Haller, Ernesti, Lessing. Kleist kannte sie theils persönlich, theils aus ihren Schriften. „Was soll ich, armer Kriegsknecht, mitten unter diesen Männern Ihnen einschreiben?" fragte er den Doktor Krünitz.

„Schreiben Sie ein Spottgedicht auf die Aerzte," antwor-

tete der Doktor: „denn ich bin meiner Kunst und allen Aerzten gram, daß wir Ihnen nicht helfen können."

Sogleich fiel ihm ein Sinnspruch eines alten römischen Dichters ein, worin dieser die Lüsternheit der Menschen nach leckern Genüssen tadelt und daher die Unzählbarkeit der Krankheiten ableitet. Der Spruch heißt auf deutsch ungefähr so: „Du wunderst Dich, daß es unzählige Krankheiten giebt? zähle doch die Köche!"*)

Kleist wandte diesen Spruch etwas anders, und scherzhaft lächelnd sprach er zum Doktor: „nun gut! da Sie ein Spottgedicht auf die Aerzte haben wollen, werde ich Ihnen einschreiben: „„Du wunderst Dich, daß es unzählige Krankheiten giebt? zähle doch die Aerzte!""

„Vortrefflich, vortrefflich!" rief der Doktor und legte ihm das Buch zum Schreiben zurecht.

Kleist schrieb. Aber er wollte dem Arzt mit den unverwischlichen Schriftzügen nicht wehe thun. Wie die Worte des römischen Dichters lauteten, schrieb er in das Stammbuch. Der Vorwurf traf den Koch- und nicht den Arzt.

Es war der letzte sinnige Scherz des edlen Mannes. Denn in der Nacht von diesem Tage, vom 22. zum 23. August, nahm seine Krankheit plötzlich eine rasche Wendung zum Ende.

Am 24. August um 2 Uhr Morgens.

Die zersplitterten Knochen seines Beines sonderten sich ab und zerrissen eine Pulsader. Da erfolgte sogleich eine sehr starke Verblutung. Und von dem Augenblick schwand alle Hoffnung, daß er noch genesen könne.

---

*) Seneca: Innumerabiles esse morbos miraris? coquos numera.

Ohnmacht und konvulsivische Bewegungen wechselten jetzt, so daß er nur in zerstreuten Augenblicken mit Bewußtsein die Schmerzen seines Körpers bemeistern konnte. Bis zum letzten Augenblick hat Niemand eine Klage gegen das Schicksal von ihm vernommen, — ja nur eine leidenschaftliche Miene zur Erleichterung seiner Schmerzen gesehen.

Sein ganzes Wesen war von Ueberwindung und Ergebung in Gottes Willen voll. Die gaben ihm Ruhe und Freude auch bei der größten Nähe des Todes.

Als in der folgenden Nacht ersichtlich war, daß seine Zeit nur noch nach Minuten gemessen werden könne, faßte ihn sein treuer Pfleger, der Professor Nicolai, sanft in seine Arme. „Gott ruft Sie, theuerster Freund," sprach er mit verhaltenen Thränen: „gehen Sie ihm betend entgegen!"

Darauf sprach er — zum Beginn des ewigen Umgangs mit Gott — ihm langsam ein Gebet vor: Kleist verfolgte es, Wort für Wort mit leiser Stimme nachsprechend, — allmälig, als der Athem schwächer wurde, nur noch mit aufmerksamen Blicken, — — bis auch diese starr wurden. Um 2 Uhr des Morgens am 24. August war Alles geschehen.

Er lag und schlummerte in Gottes ewigem Frühling.

Sein Todtenbette aber umstanden die würdigsten Männer der Stadt und die edelsten Offiziere der russischen Armee. Sie weinten Alle dem ausgezeichneten Manne ein schmerzliches Lebewohl.

Kleists Grab und Denkmal.

Als man daran ging, seinen irdischen Leib zu begraben, versammelten sich viele russischen Offiziere, die Professoren der Universität, die Mitglieder des Magistrats, die Studirenden und viele Bürger der Stadt, ihm die letzte Ehre zu erweisen.

Der Sarg stand geschlossen da, — acht russische Grenadiere, die ihn auf ihre Schultern heben sollten, zu beiden Seiten: da vermißte der russische Kommandant, der Major von Haudring, *) die Abzeichen der militärischen Ehre. „Degen, Schärpe und Ringkragen, — wollen Sie das Alles nicht auf den Sarg legen?" fragte er den Professor Nicolai theilnehmend und verwundert.

„Wie sollten wir das jetzt wohl haben?" klagte der Professor und erinnerte den Kommandanten, daß Kleist auf dem Schlachtfelde alles dessen beraubt worden sei.

„Nein," erwiderte der Major von Haudring, „dem Begräbniß eines so würdigen Offiziers darf dies Ehrenzeichen nicht fehlen." Und selbst nahm er den eigenen Degen von der Seite und legte ihn auf den Sarg.

Darauf ging der stille Trauerzug nach der Grabstätte, der Professor Nicolai verlas eine Gedächtnißrede zum herzlichen Abschiede von dem Entschlafenen: und ein einfacher Hügel bezeichnete die Stelle, wo man ihn mit Erde bedeckt hatte.

Kleists verwaister Freund, Gleim, ließ sichs vor Allen angelegen sein, sein Gedächtniß zu ehren. Er bestellte bei dem würdigen Künstler damaliger Zeit, Bernhard Rohde, ein großes Ehrenbild für seinen Freund; — Friedrich der Große gestattete dessen Aufstellung in der Berliner Garnison-Kirche neben den andern Bildnissen Schwerins, Winterfelds und Keiths.

Und im Jahre 1779 errichtete die Freimaurer-Loge in Frankfurt über seinem Grabe ein Denkmal aus Sandstein, vorne mit seinem Brustbild aus weißem Marmor. Da wallt noch heute Jeder hin, der einmal Frankfurt besucht, nach dem Grabe des

*) Nach andern Nachrichten war dieser russische Offizier derselbe Herr von Stackelberg, der ihn in einem Wagen vom Schlachtfeld nach Frankfurt hatte bringen lassen.

Dichters, der so lebte, wie er sang, und so starb, wie er in begeisterter Hoffnung gewünscht hatte: —

„Der Tod fürs Vaterland ist ewiger
Verehrung werth. Wie gern sterb' ich ihn auch,
Den edlen Tod, wenn mein Verhängniß ruft!“

Seitdem in Berlin daß Ehrendenkmal nicht bloß Friedrich des Großen, sondern zugleich der großen Zeitgenossen des Königs errichtet ist, kann man seinen Namen auch dort lesen: er steht unter den Ministern, Gelehrten und Künstlern damaliger Zeit an dem Postament der erhabenen Statue auf der Seite nach den Linden zu.

Unter den Generalen des Königs.

Unter den Generalen des Königs waren nur wenige, die von den feindlichen Kugeln nicht hart mitgenommen waren. Der König mußte die meisten von den Offizieren, die ihm am nächsten standen, in den Lazarethen suchen.

Seydlitz war am rechten Arm schwer blessirt. Die Wunde war so ernsthaft, daß der kühne Reiter-General zwei Jahre lang nicht an den Kriegs-Operationen Theil nehmen konnte: und auch nach der Zeit lag ihm Kunersdorf noch lange in den Gliedern.

Vom Prinzen von Würtemberg haben wir auch schon gehört, wie ihm eine Kugel durch die Schulter ging. Die Wunde wurde zum Glück schneller geheilt.

Von den andern hatte General-Lieutenant von Wedell einen Schuß in die Seite; von Hülsen einen durch die Lende bekommen. General-Lieutenant von Itzenplitz endlich war viermal verwundet worden: am Kopf, am Fuß, an der Schulter und der rechten Hand. Seine Wunden wurden nie wieder geheilt, — man trug ihn vom Krankenlager ins Grab.

Von den General-Majors blieb der von Puttkammer auf dem Schlachtfelde.

General-Major von Knobloch empfing drei schlimme Wunden: eine in der Schulter, eine zweite am linken Arm; ein dritter, — ein Kartätschenschuß nahm ihm den rechten Arm ganz weg. Ferner wurden die General-Majors von Klitzing, von Stutterheim, von Itzenplitz, ein jüngerer Bruder des oben genannten General-Lieutenant, — und endlich der General-Major von Platen mehr und weniger schwer verwundet.

Von allen diesen sind wir den beiden Generalen, deren Heldenlaufbahn dieser Tag beschloß, dem General-Lieutenant von Itzenplitz und dem General-Major von Puttkammer, einen Rückblick auf ihr Leben schuldig.

August Friedrich von Itzenplitz.

Der General-Lieutenant von Itzenplitz war ein Kriegsheld im vollen Sinne des Worts: ein Mann, der Alles an diese Eine Ehre setzte. Von früh an in seinem Leben zog ihn inneres Verlangen hinaus, da wo es Schlachten gab; und auf dem Schlachtfelde war er, bis ihn die Todeswunde niederwarf.

Alle Tugenden, die einem Krieger herrlich stehen, — Muth, Besonnenheit, Recht und Wahrheit, — lebten in seiner Seele, zur starken sichern Empfindung verbunden.

Ja, noch mehr! — nicht bloß von Kraft und Recht, — auch von Mitleid und Theilnahme, von Demuth und Gehorsam war sein Herz erfüllt: — die schwächten nicht, sondern veredelten seine Stärke; sie lähmten nicht, sondern wandten seine Kraft auf das Große und Gute. So war er mehr als ein Krieger, — ein ritterlicher Held nach dem besten Vorbild vergangener Zeiten: das Herz voll heiliger Gelübde, und stark, sie in den schwersten Kämpfen tadellos zu üben.

Wer werden sehen, wie er dies Alles wurde, wie Charakter, elterliche und göttliche Erziehung ihn so bildeten.

Eintritt ins Leben.

August Friedrich, im Jahre 1693 geboren, war der älteste Sohn des Herrn Balthasar Friedrich von Itzenplitz, des Erbherrn auf Jerchel und Grieben-Antheil.

Sein Vater, ein ernster, strenger und rechtlicher Herr, sorgte von früh an mit Bedacht, daß sein Sohn in den Grundfesten alles Wahren und Guten sicher gegründet werde: vornämlich in der Furcht Gottes, in der Achtung vor Gesetz und Recht und in dem reinen Gefühl für Schicklichkeit und Ehre.

„Die Dinge machen allezeit den edlen Mann!“ sprach er häufig zu seinem Sohne und lehrte ihn von Herzen daran halten.

Und seine Eltern hatten ihre ganze Freude an dem heranwachsenden Knaben. Denn funfzehn Jahre alt, sprach er mit Festigkeit zu ihnen: „dem Könige gehören meine Dienste! da ich nun groß und stark genug bin, die Waffen auch im Kriege zu tragen, so laßt mich dorthin, wo aus der Gefahr die Ehre erwächst.“

„Du bist der älteste,“ entgegneten seine Eltern, „wir dachten, du wirst einmal Gebieter sein, wo deiner Väter Haus von Alters her gestanden hat. Doch wenn es reiflich so dein Wille ist, so gehe hin! wir sind es wohl zufrieden. Des Königs Dienst steht immer obenan.“

Und sogleich wurden Vorbereitungen getroffen, daß er zum Militär abgehen konnte.

Da soll sich, als er Abschied nahm, eine Scene ereignet haben, wie sie selten vorkommt, — kurz und bündig, aber schön in ihrer Bedeutung. Durch Schrift und Siegel ist die Nachricht nicht verbürgt; nur mündliche Mittheilung hat sie hier und dort

bis in das Gedächtniß der heute lebenden Nachkommen getragen. Wir wollen sie erzählen, weil die besonnene Erziehung und der frohe Stolz des Vaters auf seinen Sohn sich nicht herrlicher zeigen konnte.

Schon daß der Vater, als er selbst für seinen Sohn den Paß zur Post, und was sonst zur Reise nöthig war, besorgt hatte, ihm an Gelde nur acht Groschen mitgab, bringt heute kaum Eines Vaters weiches Herz über sich. Damals wußte man noch besser, daß Entbehrung die Kräfte steigert, Genuß sie schwächt.

Aber — was mehr werth war als Geld, — den lauteren Schatz des väterlichen Vertrauens und der Liebe gab er ihm in unvergeßlicher Weise mit Einem Wort für's ganze Leben hin. Denn indem er mit väterlicher Hand ihm derb die Backe strich, sprach er ernst und bedeutungsvoll: „das ist das Letzte, was Du Dir gefallen lassen brauchst!"

Der Junker war — wie nach altem Brauch — zum Ritter geschlagen.

Beide, Vater und Mutter, küßten darauf herzlich ihren Sohn. Und — „reise mit Gott!" sprachen sie ihm nach.

Beim Regiment Varenne.

Der Junker von Itzenplitz wurde im Jahre 1708 beim Regiment Varenne aufgenommen, welches kurz vor dem Tode des großen Kurfürsten Friedrich Wilhelm von dem Obersten, Marquis von Varenne, aus französischen Einwanderern gegründet worden war, — denn zu Zeiten des großen Kurfürsten und auch seines Nachfolgers, des ersten Königs, war es eine der weisesten Maßregeln unserer Fürsten, sich der französischen Flüchtlinge anzunehmen, denen um ihres protestantischen Glaubens willen ihr eigenes Vaterland verbittert wurde. Das Regiment Varenne erfreute sich der stattlichsten Ausrüstung: und in der kurzen Zeit

seines Bestehens hatte es schon glänzenden Ruhm erworben. Es gehörte seit dem spanischen Erbfolgekriege, der damals tobte, zu den Regimentern, welche unser König Friedrich I. dem deutschen Kaiser zur Unterstützung in dem Kampfe gegen Ludwig XIV. von Frankreich gesandt hatte.

In diesem Regimente diente August Friedrich von Itzenplitz von unten auf.

Ehre und Stolz, davon die Brust sich hebt, richten sich immer danach, was und wieviel der Mensch mit seinen Kräften vermag.

Es ist gewiß, daß die ersten Kriegsgeschäfte, die Verrichtungen, denen schon der körperlich rüstige Knabe, der eben geworbene Landmann gewachsen ist, die leichtesten und einfachsten sind. Um so mehr können wir dem Junker von Itzenplitz ins Herz sehen, wie ernst er seinen Beruf nahm, wie die Gefühle des Kriegers ihn bis ins Innerste glücklich machten. Denn noch lange darauf, da er als General schon viel Größeres, sich und seinem Vaterlande zum Ruhm, verrichtet hatte, pflegte er mit besonderer Freude zu erzählen: „ich bin in meinem Leben nie wieder so stolz gewesen, wie zu der Zeit, da ich Gefreiter war und die Schildwachen zum Ablösen aufführte."

Es sind ja die glücklichsten Jahre, in denen man seine ersten Kräfte probt und das Gefühl gewinnt, den Aufgaben seines Berufs gewachsen zu sein.

Es blieb indessen nicht beim Schildwacht-Ablösen und solchen Dingen. Bei der Belagerung und Eroberung der Veste Doornik im Jahre 1709, darauf im September in der Schlacht bei Malplaquet stand er in Reihe und Glied. An der Ehre, welche die Preußen hier und anderer Orten bis zum Frieden gewonnen, hat er sein Theil wie irgend ein Anderer.

Avancement.

Man denkt gewöhnlich, der Adel habe es in frühern Zeiten bequemer beim Militair gehabt, als heut zu Tage. Wie wenig das der Fall war, kann man aus der Geschichte des General von Itzenplitz sehen.

Denn fünf Monate lang mußte er als gemeiner Soldat, darauf sieben als Gefreiter, dann viele Jahre hindurch als Korporal dienen. Darüber, daß er endlich Fähnrich wurde, starb König Friedrich I., und erst zu Anfang der Regierung des zweiten Königs Friedrich Wilhelm I., dem er den Eid leistete, wurde er Fähnrich.

Und doch gab ihm der Kommandeur seines Bataillons das ehrendste Lob, ein Zeugniß, worin es unter anderm wörtlich heißt: „der Korporal von Itzenplitz hat sich während der ganzen Zeit, sowohl im Kommando, als auch sonsten so aufgeführt, daß er — der Kommandeur — und seine nachgesetzten Offiziers ein sattsames Vergnügen an ihm gehabt."

Darauf ging es mit dem Avancement zwar ein wenig schneller; die Patente zum Seconde- und zum Premier-Lieutenant folgten rascher. Aber als er im Jahre 1724 Kapitain geworden war, trat doch wieder lange Zeit ein Stillstand ein.

Was im Kapitain von Itzenplitz vorging.

Das Avancement der Offiziere in Friedenszeiten ist nie bedeutend, und man sollte meinen, der Ruhepunkt brauchte den Kapitain von Itzenplitz nicht sehr bekümmern. Es war aber ganz anders bei ihm.

Er war ja Offizier mit Leib und Seele. Die Pflichten seines Standes füllten ihn mit jedem Eifer. Gut und Blut, Geld und Strapazen, nichts schonte er, um seinem Könige zu Willen und

zur Freude zu leben. Da Friedrich Wilhelm I. sein ganzes Gefallen an großen starken Leuten hatte, stattete er seine Kompagnie durch kostbare Werbungen, die er in den entferntesten Ländern, in Ungarn, Oestreich, in der Schweiz, den Niederlanden und Italien veranstaltete, auf's herrlichste aus. Der König hatte, so oft er die Kompagnie sah, die lebhafteste Freude daran.

Dennoch — trotz alle dem — vergingen funfzehn Jahre, ehe der Kapitain zum Major befördert wurde.

Wir können als Seitenstück eine kleine Anekdote von General Seydlitz erzählen. Als dieser, 36 Jahre alt, nach der Schlacht von Kolin, in der er sich rühmlichst ausgezeichnet hatte, zum General-Major befördert wurde, gratulirte ihm Zieten zu dieser Beförderung. Seydlitz aber antwortete: „wenn etwas aus mir werden soll, Excellenz, so war es Zeit: denn ich bin schon 36 Jahre alt."

Solch eine Unruhe, weiter fortzukommen, mag auch im Kapitain von Itzenplitz gelebt haben. „Wenn etwas aus mir werden soll," mag er bei sich gefühlt haben, „so ist es Zeit." Da ihm aber die Gelegenheit nicht wie dem General Seydlitz günstig war, da zwanzig Jahre lang Ruhe und Friede ihm zu keinem Avancement verhalf: so geriethen seine heiligsten Empfindungen darüber in Kampf.

Seine Ehre fühlte er gedrückt, mühsam erworbene Ansprüche nicht erfüllt, Treue und Eifer nicht belohnt. Es war eine schwere Prüfungszeit.

Zuweilen kam eine böse Stunde über ihn, die ihn verführen wollte, mit dem Schicksal zu grollen. Er hatte Mühe, in seinem Herzen Ergebung und Demuth zu behaupten, Gott zu fürchten und auf den Segen mit Geduld zu warten.

Zuweilen trat eine schlimmere Versuchung vor seine Ehrbegier. „Was quälst du dich? laß ab im Eifer!" raunte sie ihm in's

Ohr. Aber mit Abscheu wandte er sich hinweg. „Der faule Knecht ist keines Lohnes werth, der treue wird gesegnet."

Allmälig wurde die edle Kraft in ihm immer stärker. Und endlich lag in seiner Seele ein fester sicherer Grund zum ewigen Heil. Sich selbst bezwingen und verleugnen, wurde seine erste Tugend; die zweite — nach irdischem Ruhm und zeitlicher Ehre streben.

„Wen Gott liebt, den züchtigt er," pflegte der General von Itzenplitz in späterer Zeit zu sagen, wenn er dieser Jahre gedachte. „Gott versagte mir das eine kleinere Glück: aber er machte mich des größeren Segens werth. Christum lieben, der das Kreuz auf sich genommen, lernte ich nun aus voller Seele."

Gewissenhafte Religiosität, fromme Scheu vor dem Göttlichen, wurde der Grundzug seines Herzens. Alle Gedanken gab er unter die Hochhaltung des göttlichen Geheimnisses, der wunderbaren Erlösung durch den Sohn Gottes gefangen. Und unberufene Grübler, gar leichtfertige Spötter an dem christlichen Glauben traten nicht vor ihn, ohne daß er sie streng und rücksichtslos abfertigte.

So war er ein ganzer Mann. Denn sein Wesen durchdrang eine charaktervolle Ruhe, eine unwandelbare Bestimmtheit und Furchtlosigkeit. Und was er für recht und heilig hielt, war in ihm eine herrliche Kraft zum Siege und zur Zufriedenheit.

Königliche Auszeichnungen.

Ueber diesen Segnungen seines Geistes erfüllte sich endlich an ihm, daß, wer nach dem Einen trachtet, was Noth thut, daß dem alles Andere von selbst zufällt.

Denn als er im Jahre 1739 Major und an das damalige von Borksche Regiment versetzt worden war, und als der König

im Herbst desselben Jahres eine Musterung hielt und bei dieser Gelegenheit auch jenes Regiment sah, erstaunte er sogleich über die Veränderungen, die in der kurzen Zeit darin vorgegangen waren. Die Rüstigkeit und Größe der Männer, daß Prompte der Exercitien, — Alles hatte des Königs ungetheilten Beifall. Er wußte beim ersten Anblick, wem er die Einrichtungen zu danken habe. Und lebhaft fühlte er sich gedrungen, die Verdienste des Major von Itzenplitz öffentlich anzuerkennen.

„Er hält Seine Kompagnien vortrefflich und schön!“ mit diesen Worten ließ er sich auf's huldreichste in ein Gespräch mit ihm, und säumte nicht, den Eifer zu ehren und die Opfer zu ersetzen. Sogleich verlieh er ihm ein bedeutendes Geschenk an Gelde, darauf eine einträgliche Prälatur im Hochstift zu Kamin und endlich die Anwartschaft auf drei im Cleveschen belegene Lehnsgüter: Hönöpel, Ober- und Nieder-Mörmter, — eine Anwartschaft, die unter dem folgenden Könige, als der zeitige Lehnsträger Herr von Grävenitz starb, in Kraft trat.

Wer der Brautwerber für den Major von Itzenplitz war.

Und auch bei einer ganz anderen Gelegenheit zeigte sich, mit welcher Auszeichnung und Treue die Gnade des Königs ihm zugewandt war. Denn als der Major von Itzenplitz um die Hand einer Tochter des Ministers von Viereck, eines der ersten Männer des Staates in damaliger Zeit, werben wollte, erbot sich der König, ihm nicht bloß seine Zustimmung wie gewöhnlich zu geben, sondern — selbst wollte er Brautwerber für seinen Major sein.

Der König liebte in seiner aufrichtigen, empfindungsvollen Weise, wo es sich so machte, Antheil an der Gründung auch des häuslichen Glücks seiner treuen Unterthanen zu haben. Und so schrieb er auch in dieser Angelegenheit eigens zwei Briefe: — den ersten unterm 31. Juli 1739 an den Vater der erwählten Dame:

„Mein lieber Wirklicher Geheimer Etats-Minister von Viereck!

Da ich von meinem Major von Itzenplitz vom Jung-Borkschen Regiment vernommen, wie er eine eheliche Liebe auf Eure zweite Tochter geworfen, weswegen er Mich um Mein Vorwort ersuchet; so habe ich Euch hierdurch zu erkennen geben wollen, daß Mir diese Verbindung zum gnädigen Gefallen gereichen werde. Ich bin versichert, daß Ihr solchergestalt zwei von den bravsten Offizieren, so in Meinen Diensten stehen, zu Schwiegersöhnen habet*), und werde Ich schon vor Sie sorgen. Ich bin Euer

wohl affektionirter König
Friedrich Wilhelm."

Und an die Großmutter der Dame, an die General-Lieutenant von Gersdorff, schrieb er einen ähnlichen Brief:

„Wohlgeborne Feste Liebe!

Weilen ich weiß, daß Mein Major von Itzenplitz sein Glück in der ehelichen Verbindung mit der zweiten Tochter des Etats-Ministers von Viereck suchet, Mir eben solches besonders angenehm sein wird, so habe ich Euch diese seine Angelegenheit bestens rekommandiren wollen, nicht zweifelnd, Ihr werdet diesem braven Offizier Eure Genehmhaltung und Assistenz willig ackordiren. Ich bin

Euer wohl affektionirter König
Friedrich Wilhelm."

---

*) Der andere Schwiegersohn des Ministers von Viereck, auf welchen Friedrich Wilhelm I. hier Bezug nimmt, war der damalige Major, nachmals General-Lieutenant Adam Friedrich von Jeetze, ein in den Kriegen Friedrich des Großen viel bewährter Offizier. Er starb 1762.

Auf solchen Brautwerber konnte das schöne und liebenswürdige Fräulein Charlotte von Viereck dem Major von Itzenplitz gewiß nicht versagt werden. Und Beide lebten seitdem, bis der Tod ihre Verbindung trennte, im schönsten Glück der Liebe.

Bis zum Beginn des siebenjährigen Krieges.

Ein Jahr drauf starb der königliche Wohlthäter des Major von Itzenplitz, Friedrich Wilhelm I., und sein Sohn, Friedrich der Große, bestieg den Thron.

Nun — bei der kriegerischen Wendung, die sogleich erfolgte, dauerte es nicht lange, daß dem Major von Itzenplitz auch die höheren militärischen Ehren zufielen. Gleich nach der ersten Schlacht, der er beiwohnte, nach der von Molwitz im Jahre 1741, ernannte ihn der König „wegen seiner guten Qualitäten und bei vorgefallenen Kriegsbegebenheiten bezeigten Tapferkeit, auch erworbenen Kriegs-Experienz" zum Oberst-Lieutenant. Darauf als der zweite schlesische Krieg begann, zu Anfang des Jahres 1745, zum Oberst, wie der König im Patente sagt, weil „Wir bis dahin wahrgenommen, mit was für Eifer und Applikation der bisherige Oberst-Lieutenant von Itzenplitz Uns und Unserm Königlichen Hause gute und ersprießliche Dienste geleistet, sich auch sonsten durch seine bei allen vorgefallenen Kriegs-Expeditionen bewiesene Valeur und vernünftige Conduite dergestalt um Uns verdient gemacht, daß Wir aus eigener Bewegniß resolviret, gedachtem Oberst-Lieutenant eine Marke von Unserer Gnade zu geben."

Noch indemselben Jahre, nach der Schlacht bei Hohenfriedeberg, wurde der Oberst von Itzenplitz Kommandeur eines besonderen Regiments, des Hakschen, und empfing den Orden des Verdienstes.

Und jetzt war ihm auch der Friede hold. Denn im Jahre 1750

ernannte ihn der König zum „Kennzeichen seiner Huld und Gnade, womit er seine ihm höchst angenehmen Dienste erkannte,“ zum General-Major von der Infanterie. Und nicht lange darauf vertraute er ihm, „als einem sich meritirt gemachten Offizier, als ein Merkmal der königlichen Zufriedenheit,“ das durch den Tod des General-Lieutenants von Schwerin erledigte Regiment, — dasselbe ruhmwürdige Regiment, bei welchem er damals vor 42 Jahren als Junker eingetreten war.

In dieser Würde finden wir ihn zu Anfang des siebenjährigen Krieges gleich in der ersten Schlacht an der Spitze einer Brigade.

Bei Lowositz am 1. Oktober 1756.

Nach dem Schlachtplan hatte der General von Itzenplitz bei Lowositz seine Stellung im zweiten Treffen.

Als die preußische Armee am Morgen des 1. Oktober vorrückte, sah man durch den herbstlichen Nebel nur unbestimmt einige Haufen feindlicher Kavallerie. Plötzlich, wie der linke Flügel der Unsern auf die Höhen rückte, die vor ihnen nach der Gegend von Lowositz lagen, empfing sie ein lebhaftes Geknatter von Flintenschüssen. Oestreichische Fußtruppen hatten sich dort auf den Weinbergen bis zur Elbe hin versteckt. Da lagen sie zu vielen Tausenden unter dem Schutz von Mauern, welche — eine hinter der andern — die verschiedenen Gärten von einander abgrenzten Das war ein Posten, wie für die Panduren geschaffen: immer heimlich aus dem Hinterhalt blickten und schossen sie hervor. Waren sie aus dem Schatten der einen Mauer verdrängt, so stand die andere dicht dahinter: und behende verkrochen sie sich im nächsten Schlupfwinkel. Zudem war das Terrain überall durch Gräben durchschnitten, die den zusammenhängenden Angriff erschwerten und unmöglich machten.

Da mußten auf dem weiten und getheilten Schlachtfelde sogleich alle Brigaden des linken Flügels zum Angriff schreiten. Und auch der General von Itzenplitz rückte mit den beiden Regimentern seiner Brigade, dem eigenen und dem Regiment Manteuffel, vor.

Zu Pferde konnte hier nichts ausgerichtet werden: auch die kommandirenden Generale stiegen ab.

Da gab es für den General von Itzenplitz Gelegenheit, sich einen Namen vor vielen Andern zu machen. Er drang mit seinen Regimentern immer schnell vorwärts: von einem Graben ging's über den andern: er ließ den Panduren nicht Zeit, sich auf der Flucht viel umzusehen. Die Regimenter ergriff solch hastiger Eifer, daß sie beim Vordringen aus der geraden Linie zu kommen drohten. Der General selbst hatte ein Gewehr in der Hand, und war ihrem Kampf das muthigste Vorbild. Doch als bei der stürmenden Bewegung die Ordnung der Linien fast verloren zu gehen schien, — „ruht, Kinder, ruht!" rief da der General mit lauter Stimme. Und das Kommando zur rechten Zeit brachte die lockern Bataillone wieder zur festen Haltung.

Alle Regimenter erkämpften eine Grenzmauer nach der andern, endlich warfen sie die Panduren sammt und sonders hier die Weinberge hinab bis in die Elbe, dort zur Ebene nach Lowositz hin.

Da stellten sich neue östreichische Heerhaufen den Preußen entgegen. Unsern Grenadieren und Musketieren war nach sechsstündigem Schießen Pulver und Blei fast ausgegangen. Aber der Herzog von Bevern, der das ganze Treffen kommandirte, rief: „Bursche, drum unbesorgt! wir greifen den Feind auch mit dem Bajonet an." Und Alles, was östreichisch war, fiel vor ihnen nieder oder floh durch das brennende Lowositz hindurch.

Das berühmte Wort Friedrich des Großen: „nie haben meine Truppen solche Wunder der Tapferkeit gethan, seit ich die

Ehre habe, sie zu kommandiren," hatte das Regiment Itzenplitz in vollem Maße verdient.

Jenes Wort aber des General von Itzenplitz, womit er so entscheidend auf die Haltung der Truppen gewirkt hatte, verbreitete sich von seinen Regimentern durch die ganze Armee; und allgemein hieß es seitdem, wo irgend Gelegenheit dazu war: „ruhig, ruhig! sagt Itzenplitz!" Das Wort hörte man in Feld und Kampf noch viele Jahre lang und bis in die spätesten Zeiten, als der, der es zuerst gesprochen und hernach als Lieblingswort häufig gebraucht hatte, schon lange nicht mehr war.

Als der König bald nach dem Siege daran ging, den Offizieren besonders zu lohnen, die an dem Tage den andern vorgeleuchtet hatten, bedachte er den General von Itzenplitz mit einem jährlichen Gnadengeschenk von 500 Thalern, die er ihm zu seinem fortlaufenden Gehalt aussetzte.

Im Jahre 1757.

Nur eine kurze Winterruhe folgte dem glücklichen Beginn des Krieges. Und als die Truppen wieder marschirten, war auch der General von Itzenplitz mit seiner Brigade auf dem Posten: zuerst in der Schlacht und dann bei der Belagerung von Prag.

Nach dem Unglückstage von Kolin aber mußte die Belagerung aufgehoben werden: und der General von Itzenplitz hatte den Auftrag, den Rückzug der Armee zu decken.

Schon war er einige tausend Schritt mit den Regimentern fortgerückt, als er erfuhr, daß mehrere preußische Kanonen nahe vor Prag bleiben müßten: man konnte sie nicht fortbringen, weil Leute und Pferde aus einem nahen Hinterhalt von Panduren erschossen wurden.

Sogleich ritt er selbst zurück, nahm frische Pferde und Leute und hielt so lange auf dem gefährlichen Posten, bis die Kanonen

alle fortgebracht waren. Sein Adjutant bekam einen Schuß in den Arm; ihn selbst aber schützte das Glück, das der Tapferkeit meist zur Seite steht.

Den Sommer darauf stand er in Sachsen; im August bei den Flecken Gieshübel und Gottleube.

Der Posten wurde durch die Annäherung überlegener feindlicher Massen gefährlich. Und General Laudon, der einen östreichischen Haufen kommandirte, säumte nicht, ihn zu überfallen. Da gab es eine kleine, aber für den General von Itzenplitz äußerst ruhmvolle Affaire.

Auf der einen Seite der Stadt Gottleube hielt ein Vorposten, 60 Mann in einer Redoute; in der Stadt selbst hatte der General sein Quartier, und dicht an der andern Seite war das Lager. Da fiel der General Laudon mit 4000 Panduren beim ersten Morgendämmern des 8. August über den Vorposten, brachte die 60 Mann leicht zum Weichen: und durch die Straßen des Fleckens verbreiteten sich die siegreichen Panduren.

Der General von Itzenplitz wurde durch das Schießen aus dem ersten Schlaf geweckt: denn bis gegen 4 Uhr hatte er, eines Ueberfalls gewärtig, gewacht. Als er mit Eile sich auf sein Pferd schwang, war er bereits überall von Oestreichern umringt.

„Nun helfe mir Muth und Entschlossenheit!“ rief er, spornte sein Pferd und mitten durch die Feinde ging es hindurch, bis er glücklich bei seiner Brigade im Lager ankam. Schnell führte er seine Bataillons gegen die Oestreicher, und noch ganz früh am Morgen war es, als Laudon mit den Panduren bereits wieder das Weite gesucht hatte. 38 Todte und 6 Gefangene ließ er den Preußen.

Die Oestreicher mochten ihn darauf nicht wieder stören.

Nicht lange aber dauerte es, da rief ihn der König zu seiner Armee: er hatte das Glück, an dem Ruhm der Schlacht von

Roßbach Theil zu nehmen. Und als er nach Sachsen wieder zurückkehrte, benutzte er den Rest des Jahres, dem Feinde Magazine zu nehmen und die Wege zur Ausbreitung zu versperren.

Der König erhob ihn nach dem Schluß des Feldzuges, „zum Kennzeichen seiner Gnade und Propension, wie auch zur Vergeltung der ihm geleisteten importanten Dienste," — so lautet es in dem Patent vom 23. Januar 1758 — zum General-Lieutenant von der Infanterie.

Im Jahre 1758.

Und zu neuer größerer Ehre förderte ihn das folgende Jahr.

Denn als der König nach dem Ueberfall von Hochkirch den Prinzen Heinrich an sich zog, und Sachsen von diesem Befehlshaber entblößt war: erhielt der General-Lieutenant von Itzenplitz den Oberbefehl über 12,000 Mann und den Auftrag, Dresden, wo der preußische General Graf Schmettau kommandirte, gegen den Anmarsch der Reichstruppen unter dem Herzog von Zweibrücken und der Oestreicher unter Serbelloni zu schützen.

Da galt es, die Truppen immer so zu stellen, daß der Feind ihnen nichts anhaben konnte, und zugleich so, daß er an weiteren Fortschritten gehindert war. Der General von Itzenplitz hielt seinen Posten mit Muth und Vorsicht, und die — obwohl überlegenen — Reichstruppen und Oestreicher blieben in gutem Respekt vor ihm zurück.

Machten sie Bewegungen, näher an Dresden oder zum Angriff auf ihn vorzurücken, so erspähte der General schnell und geschickt, wo sie irgend eine Blöße zeigten: und rasch drohte er ihnen selber, — der Schwächere den Stärkeren.

„Nehmt euch in Acht, der Itzenplitz kommt!" riefen unsere Soldaten, wenn sie den Feinden muthig gegenüberstanden. Und

die Oestreicher und Reichstruppen nahmen die Warnung wohl zu Herzen.

Als freilich der Feldmarschall Daun noch mit seiner ungeheuren Macht die Andern verstärkte, mußte der General von Itzenplitz näher an Dresden ziehen. Aber er setzte sich — den nachrückenden Feinden zum Trotz — unter dem Geschütz der Stadt im Angesicht der Feinde. Die Sache war darüber lange genug ins Breite gezogen: denn nun kam der König wieder näher an Dresden.

Als die bloße Nachricht sich verbreitete, zogen Alle ab, der Feldmarschall Daun, der Herzog von Zweibrücken und Serbelloni.

Der König war dem General-Lieutenant von Itzenplitz für die bewiesene Beharrlichkeit, Klugheit und Besonnenheit über Alles erkenntlich: er verlieh ihm den königlichen Hausorden des schwarzen Adlers, den höchsten, den die preußischen Könige überhaupt zu verleihen haben.

Und auch andern Ruhm gewann der General von dem Feldzuge dieses Jahres. Denn die Soldaten erzählten mit Liebe und Begeisterung von seinen Thaten. Nicht lange dauerte es, da war er in der lebendigen Rede des ganzen Volkes ein gefeierter Held: — wie er die Oestreicher und die Reichsvölker zum Spott herumgeführt, wie er sie nicht hatte merken lassen, daß er schwächer war als sie, ja, wie er sie beständig in Angst um ihn erhalten hatte. „Nehmt euch in Acht, der Itzenplitz kommt!“ hieß es bald aus den häufigen Erzählungen, auch wenn vom Itzenplitz gar nicht die Rede war: und Jedermann sprach es, wenn er seine Befürchtung um einen heimlich auflauernden Schreck zu verstehen geben wollte. Ja, bis in die Kinderstuben drang sein Name. Der „Itzenplitz, der kommen sollte,“ war lange Zeit den Wärterinnen sehr geläufig, und hier und dort gefürchteter, als selbst Knecht Ruprecht.

Beginn des Jahres 1759.

So weit hatte es der ritterliche Held gebracht. — Jetzt aber begann das Jahr 1759, das ihm zum Todesjahr werden sollte.

Als die Zeit näher rückte, daß der Feldzug bald eröffnet wurde, überdachte er einst die Schickungen seines Lebens. Und mit heiterm Blick sprach er zu seiner Gemahlin: „jetzt sind es fünfzig Jahre, seit ich zuerst dem Könige den Eid geschworen. Nach so viel Huld — in Kriegs- und Friedensnöthen, — die Gott mir treu bewiesen, thuts meinem Herzen innig wohl, auf ihn nur mein Vertrauen zu setzen."

Und als er Abschied nahm, war es ein herzliches Lebewohl. Er vertraute seiner Gemahlin die Sorge für ihre Kinder. „Im Herbste," sprach er zuletzt, „reifen alle Jahre die schönsten Früchte. Ich denke, auch in meines Lebens Herbst reifen mir die höchsten Ehren."

Und guten Muthes zog er aus.

Und wirklich — bei dem Einfall des Prinzen Heinrich in Franken zerstörte und erbeutete er feindliche Magazine hier und dort: zu Himmelskron bei Kulmbach machte er den General Riedesel, alle dessen Offiziere, das ganze rothe Regiment pfälzischer Dragoner und das Infanterie-Regiment Kronegk gefangen, erbeutete Kanonen, Fahnen und Standarten. Sieggekrönt kam er nach wenig Wochen aus Franken zurück.

Nun aber rief ihn der König vom Corps des Prinzen Heinrich zu seiner Armee: und — zur Schlacht bei Kunersdorf ging es, nach der er keine wieder geschlagen hat.

Bei Kunersdorf.

In allen Schlachten, die der General von Itzenplitz mitgemacht, waren die Kugeln immer bei ihm vorbeigegangen. Nur

bei Czaslau jetzt vor siebzehn Jahren war ihm eine in die Rocktasche gegangen: die Tabaksdose wurde zerschmettert, — der Verlust war leicht verschmerzt. Diesmal jedoch bei Kunersdorf schienen die Geschosse gleich beim Beginn der Schlacht ihn zum Zielpunkt genommen zu haben.

Er kommandirte den rechten Flügel des zweiten Treffens. Sobald der König die beiden Treffen seiner Armee der Avantgarde hatte nachziehen lassen, — die Truppen waren kaum auf dem Schlachtfeld erschienen, — da fuhr eine Musketenkugel ihm dicht über das Haupt daher. Sie streifte die Haut und verrückte ihm den Hut.

„Schlecht gezielt!" rief der General und setzte den Hut wieder gerade. Darauf kommandirte er weiter.

Es dauerte aber nicht lange, da wurde sein Pferd ihm unter dem Leibe erschossen; ein zweites, auf das er sich setzte, fiel gleichfalls getroffen zu Boden. Und als er eben das dritte bestieg, erhielt er eine starke Quetschung am Fuße. Der General saß aber bereits sicher zu Pferde, und muthig ritt er trotz der Wunde wieder vor ins Feuer.

Wir kennen den Kampf am Kuhgrund, wie heftig das Feuer der Gewehre und der groben Geschütze dort war. Hier streifte ihn zuerst ein Schuß an der rechten Schulter. Die Kugel war aber schon zu matt und die Wunde zu unbedeutend, als daß der General was darauf gegeben hätte.

Auch ein vierter Schuß, der ihn traf, genirte ihn lange Zeit nicht. Die Russen pflegten außer der gewöhnlichen Flintenkugel noch 5 bis 6 kleinere abzuschießen. Eine von diesen kleineren fuhr ihm durch das unterste Gelenk des Mittelfingers an der rechten Hand und blieb vor dem Degengefäß in der Haut hängen. Der General faßte unverdrossen den Degen mit der linken, ließ die rechte hängen und blieb auf seinem Posten.

Erst als das Blut immer heftiger floß, stieg er einen Augenblick vom Pferde und ließ sich verbinden. Die Wunde war keineswegs bedeutend: und kaum, daß der Chirurg das Seinige gethan, da forderte der General das Pferd wieder und wollte es besteigen.

Aber die Quetschung, die er vorher am Fuß bekommen hatte, machte ihm bei der Schwere seines starken Körpers unmöglich, wieder auf das Pferd zu kommen. Vergeblich versuchte er es zwei und dreimal, — es war unmöglich. Zu Fuße aber konnte er gar nicht fortkommen.

„Ich bin gesund und frisch," sprach der General, „und soll von meinem Posten weichen!" Es machte ihm die bittersten Schmerzen, sich so gelähmt zu sehen.

Man rieth ihm, vom Schlachtfeld sich tragen zu lassen. Er aber antwortete: „ich kann noch manch vernehmlich Wort von hier zu meinen Leuten reden!" setzte sich platt zur Erde nieder und blieb in dem Feuer der Schlacht.

Erst als der Tag zu Ende ging und auch die Gesunden wichen, trug man ihn hinweg. Und mit vielen andern verwundeten Offizieren kam er nach Küstrin.

Tod und Gedächtniß des General-Lieutenant von Itzenplitz.

Von Küstrin aus schrieb der General von Itzenplitz am Tage nach der Schlacht den Vorfall seiner Gemahlin. Zuletzt hieß es in dem Briefe: „ich kann Gott nicht genug danken, daß ich an einem so hitzigen Tage mit so leichten Wunden davon gekommen bin."

Er hoffte, lange werde es nicht dauern, bis er wieder zum Könige stoßen und mit ihm kämpfen könne.

Aber die Wunden gaben ihm unerwartet den Tod. Denn als er zur besseren Verpflegung von Küstrin zu Schiffe die Oder

hinab nach Stettin gehen mußte, und als ihn von dieser Zeit an ein heftiges Wundfieber nicht verlassen wollte, dagegen die Wunde am Finger gar nicht zum Eitern zu bringen war: da zehrten sich seine Kräfte zusehends von Tage zu Tage ab und — nach drei Wochen am 5. September empfahl er seine Seele in Gottes Hand. Die Kräfte seines hohen Alters waren nicht hinreichend gewesen, die Wunden zu überstehen.

Er starb mit frommer Ergebung und wurde, seiner Bestimmung gemäß, in Stettin zur Seite seines jüngern Bruders Heinrich, der dort als Major beim Regiment Alt-Treskow sieben Jahre vor ihm gestorben war, zur Erde bestattet. —

Sieben große Schlachten hat der General von Itzenplitz unter Friedrich dem Großen mitgemacht: bei Molwitz, Czaslau, Hohenfriedeberg, Lowositz, Prag, Roßbach und Kunersdorf. In den sechs ersten, die der König gewann, war ihm nichts zugestoßen; in der siebenten, die der König verlor, wurde er so verwundet, daß er vom Krankenlager nicht wieder aufstand. So theilte er Glück und Unglück mit seinem Könige.

Ein prunkvolles Denkmal, — Marmor oder Erz, — das dem Verderben der Zeiten trotzt, erhebt sich auf seinem Grabe nicht. *) Aber bedeutungsvoller sprechende Denkmäler seines Lebens hat er hinterlassen: — nicht bloß die begeisterte Erinnerung der Soldaten, die er mit warmem Herzen geliebt und für die er, wie für sich, gesorgt hatte; nicht bloß den Dank der Armen und Schwachen, deren Hilfe und Trost er immer mit innigster Freude gewesen war; nicht bloß das Lob der Gerechten, denen sein Wort

---

*) Nur ein einfacher Denkstein seines Lebens und Todes findet sich in einer Kirche Stettins. Außerdem steht sein Name an dem Postament der Statue Friedrich des Großen in Berlin, obenan auf der Seite, die nach dem Palais des Prinzen von Preußen zugewandt ist.

und ganzes Leben eine herzliche Wonne und Erhebung war. Sondern noch andere Denkmäler hat die Geschichte von ihm aufgestellt.

Das eine ist sein Regiment, — das berühmte vom Oberst von Varenne gegründete Regiment, für welches drei Jahre nach dem Tode des General von Itzenplitz ein Monarch, der Kaiser von Rußland Peter III., um die Ehre bat, Chef desselben zu werden.

Das andre aber ist sein Haus. Denn in seinen Nachkommen lebte das Streben, dem Vaterlande mit aufopfernder Tugend und Kraft zu dienen, fort. Und unter ihnen ist es im zweiten Geschlecht dem Enkel des General-Lieutenant von Itzenplitz, dem durch seinen Eifer im Staatsdienst und durch seine Verdienste um die Landwirthschaft wohlbekannten Geheimen Staasrath vergönnt gewesen, zu dem Ruhme, der sich von dem General Friedrich des Großen über die Familie verbreitet, neue Ehren hinzuzufügen. Friedrich Wilhelm III., der gerechte König, erkannte das einsichtsvolle aufopfernde Wirken, das er in den schweren Jahren bewies, da Napoleon Völker und Staaten tyrannisirte, mit der Erhebung seines Hauses in den Grafenstand an. Und so Gott will, stehen auch künftighin die Grafen wie die Herren von Itzenplitz zum König und zum Vaterland, — feste Stützen, auf die Thron und Staat in jeder Gefahr und Noth mit Vertrauen zählen kann.

Der General von Puttkammer.

Mit dem General von Puttkammer geht es uns nicht so glücklich, daß wir von ihm so viel zu erzählen wüßten, wie von dem General von Itzenplitz. Sein Leben ist nur zwei bis drei halbe Jahrhunderte von uns entfernt; und doch läßt sich Vieles, was man gerne wissen möchte, kaum mit den größten Weitläuftig-

keiten erfahren, — weit mehr aber trotz aller Mühe, die man sich giebt, gar nicht.

Ins Herz sehen können wir dem General von Puttkammer wenig, seine Lieblingsgedanken, die wechselnden und vorherrschenden Wünsche seiner Seele, die ganze Art seines inneren Wesens ist uns unbekannt. Nur die äußeren Umrisse seiner Karriere, seines Kriegsglückes und Unglückes werden uns spärlich gemeldet. Das ist alles.

Daraus ersehen wir wohl, daß er ein eifriger Diener seines Königs, ein geschickter Offizier im Frieden, ein tapferer Held im Kriege gewesen ist. Aber wenn wir weiter nichts wissen, — das ist sehr wenig. Denn das versteht sich bei allen preußischen Generalen von selbst.

Zur Kenntniß eines Menschen, wenn man sich ihrer mit Recht rühmen will, gehört mehr: — vor allen Dingen, daß man die verborgene Welt seiner Gedanken ein wenig kennt, daß man weiß, ob und wie seine Wünsche und das ewige Walten der Vorsehung einmal in Streit gerathen sind, und wie er den Kampf innerlich bestanden hat. Denn an der Reinheit des Gewissens, an der Kraft des Willens und Glaubens, und wie dies Alles das ganze Leben hindurch bewährt worden, läßt sich doch erst der wahre Werth des Menschen erkennen.

Wir müssen uns denn begnügen, vom General von Puttkammer das Wenige zu erzählen, was wir über ihn erfahren haben.

Aus seinem Leben.

Georg Ludwig von Puttkammer war im Jahre 1715 geboren. Sein Vater war der Erbherr der Güter Pawunka und Petrosky, Andreas Joachim von Puttkammer; seine Mutter ein gebornes Fräulein von Below.

Er bereitete sich in seiner Jugend zur gelehrten Karriere: wenigstens wird von ihm erzählt, daß er 18 Jahre alt zur Universität nach Königsberg abreiste. Aber eben auf dieser Reise geschah es, daß er bei den damals Blankenseeschen Kürassieren Kriegsdienste nahm.

Wiewohl er das Lob der Vorgesetzten in vollem Maße, durch Werbungen in Polen auch die ausdrückliche Anerkennung des Königs zu gewinnen wußte, brachte er es unter Friedrich Wilhelm I. doch nur zum Seconde-Lieutenant. Friedrich der Große aber beförderte und zeichnete ihn sogleich im ersten Jahre seiner Regierung aus, indem er ihn bei der Errichtung eines neuen Husaren-Regiments, des Köhlerschen, als ältesten Lieutenant zu demselben berief. Die Husaren waren erst ganz vor kurzer Zeit in der preußischen Armee eingeführt: und Friedrich der Große, der sein Augenmerk von Anfang an auf diese wichtige Waffengattung mit Vorliebe richtete, suchte für sie unternehmende, thätige und einsichtsvolle Offiziere, die nicht bloß im Stande wären, schon gegründete Regimenter zu erhalten, sondern auch neue zu organisiren und für bisher unbekannte Dienste zu üben.

Georg Ludwig von Puttkammer war durch die Auszeichnung, wie sich bald erwies, ganz auf seinen Platz gestellt.

Der Anfang des Krieges brachte jedoch beides, Ruhm und Unglück, zugleich über ihn. Als die Köhlerschen Husaren im August 1741 von einem überlegenen Corps Oestreicher angegriffen wurden, that er sich allerdings durch rüstige schnelle Begegnung, durch tapfere Wehr vor seinen Kameraden vielfach hervor; aber mit der äußersten Entschlossenheit konnte die Masse der Feinde nicht bezwungen werden. Da, als der Sieg schon entschieden und für die noch lebenden Preußen nur Tod oder Gefangenschaft zu wählen war, wollte Puttkammer doch noch Beidem entgehen: er stürzte sich in die Oder, theilte schwimmend die Wellen, — glücklich gelangte er auf eine Insel, die der Fluß

dort bildet. Aber es dauerte nicht lange, da kamen die Oestreicher ihm nach: und wie ein edles, müde gejagtes Wild, fiel er in die Hände der Feinde, die ihn von allen Seiten umzingelten.

Er verlebte ein paar Monate Gefangenschaft in Olmütz. Und als der König bei dem nächsten Austausch der Gefangenen ihn wieder einlöste, erhob er ihn sogleich zum Rittmeister und überwies ihm eine Schwadron zum Kommando. Seine Tapferkeit und Entschlossenheit hatte heller geleuchtet, als daß sie durch das unabweisliche Unglück verdunkelt worden wäre.

Bei den Gefechten und Scharmützeln des ersten schlesischen Krieges, die Puttkammer darauf noch mitmachte, bewahrte er den früh erlangten Ruhm.

Auch im zweiten schlesischen Kriege hatte er nicht das Glück, an einer von den drei größeren Schlachten Theil zu nehmen. Wo er stand, gab es nur Scharmützel und kleinere Gefechte. Aber so oft er mitwirkte, geschah es mit Tapferkeit und Glück.

Gleich zu Anfang griff er einen Haufen Oestreicher bei Pleß an, machte viel Gefangene, erbeutete Pferde, Sättel, Montirungsstücke zu vielen hunderten. Darauf zu Anfang des Jahres 1745 trieb er die Oestreicher mit Herzhaftigkeit ganz aus Schlesien: die behenden muntern Husaren hatten unter seinem Kommando ganze Freude an ihrem Dienst. Denn General von Winterfeld kommandirte ihn allein sehr häufig, mit 200 und oft mit 400 Pferden, so daß der Rittmeister von Puttkammer bald ein viel genannter und gerühmter Offizier in der Armee wurde. Darauf im Februar trieb er die Panduren aus Torgau, half alsdann die Belagerung von Kosel decken. Aber in dem Scharmützel bei Oderberg brachte ihm ein Lichtensteinscher Dragoner eine schlimme Wunde am Kinnbacken bei. Die Heilung mußte vorsichtig abgewartet werden. Zum Glück brauchte er den Dienst deshalb keinen Augenblick ganz quittiren: denn der König ernannte ihn während seiner Krankheit zum Kommandanten von

Troppau. Und in dieser Eigenschaft wurde er noch in demselben Jahre Major.

Zu Weihnachten eben des Jahres wurde der Krieg beendet. Und der Major von Puttkammer wußte nun auch die schönere Zeit des Friedens mit herzlichem Gefallen zu benutzen: denn es verging kein Jahr, da vermählte er sich mit dem Fräulein von Weißenfels, einer Tochter des preußischen Major von Weißenfels.

Und nicht bloß Haus und Familie, sondern was dem echten Militair eben so nahe steht, Haus und Familie im größern Umfang, — ein Regiment brachte ihm der Friede gleichfalls. Denn da durch seinen Eifer in den Exercitien das Wartenbergsche Regiment, bei dem er stand, vor vielen andern berühmt wurde, so daß der König jährlich von andern Orten Offiziere nach der Garnison desselben sandte, damit sie nach den Uebungen dieses Regiments die Leistungen des eigenen zu erhöhen strebten: so dauerte es nicht lange, daß Puttkammer zum Oberst-Lieutenant und zum Oberst avancirte; und als Oberst wurde er im Jahr 1757 Chef des weißen Husaren-Regiments, das er seitdem bis an seinen Tod kommandirt hat.

Puttkammer mit den weißen Husaren war im siebenjährigen Kriege ein böser Schrecken für die Feinde. Im ersten Herbstfeldzuge überrumpelte er die Stadt Görlitz. Darauf im Jahr 1757, als es am 21. April bei Reichenberg zwischen der Armee des Herzog von Bevern, bei der er stand, und den Oestreichern zu einem harten Stoß kam, hieben seine Husaren wacker auf die feindlichen Grenadiere zu Pferde, und richteten sie übel an. Bei Prag am 6. Mai war er unter den stürmendsten Siegern; — als die Schlacht gewonnen war, verfolgte er den rechten feindlichen Flügel auf der Flucht noch weitweg, jagte sie immer mehr nach Süden, vertrieb und zerstreute sie völlig, so daß sie dem

Könige für lange Zeit nicht mehr schädlich werden konnten; bis in die Gegend der Sassawa kam er mit seinen Reitern.

Nicht lange darauf am 18. Juni stand er wieder unter dem Könige bei Kolin den Feinden gegenüber. Sein Regiment war eines der letzten, das den Posten verließ; erst um 9 Uhr Abends räumte er das Feld.

Bei Reichstadt aber in der Mitte des Juli that sein Heldenmuth die größten Dinge. Drei Tage lang hatte der östreichische General Bock trotz seiner großen Uebermacht mit ihm zu thun. Der Oberst von Puttkammer ging mit allen Ehren aus der schlimmen Affaire.

Hiemit schlossen die kriegerischen Ereignisse des Jahres, an denen er Theil nahm. Aber in anderer Hinsicht wurde dasselbe Jahr noch sehr verhängnißvoll für ihn: denn seine Gemahlin starb, nachdem er nur wenig mehr als zehn Jahre mit ihr das Glück der Ehe genossen hatte. Zwei Jahre stieg sie vor ihm in die Gruft und hinterließ seiner Pflege und Erziehung die kleinen Kinder. Wie mußte er sich darum kümmern?

Ueber die Unfälle erkrankte er selbst und lag lange Zeit schwer danieder.

Es war nur ein kleiner Trost, daß ihn gerade um diese Zeit der König zum General-Major ernannte und zur besonderen Anerkennung ihm noch die beträchtliche Gehaltszulage von 1700 Thalern aussetzte.

Doch als nach den trüben Winterleiden im Frühjahr 1758 die Trompeten endlich wieder zum Feldzug bliesen, raffte er sich muthig auf und machte sein Herz von allem andern Wehe frei. Der Preußen Ruhm und Sieg beschwingte seine Seele wieder leicht. Und ganz, wie vordem, war er der rüstige starke Held.

Vor Olmütz bei der Belagerung glänzte sein Eifer und sein rastloser Unternehmungsgeist. Später als der König die Russen bei Zorndorf schlug, war er bei dem Corps, das Schlesien deckte.

Bei Hochkirch wurde seiner Besonnenheit und Tapferkeit verdankt, daß die Oestreicher nicht den preußischen linken Flügel ganz überwältigten und vernichteten. Zum Schluß des Jahres endlich, als er auf den Märschen des Königs immer bei der Avantgarde war, gab es Scharmützel und Gefechte in Menge, bei denen er immer mit unwiderstehlicher Kraft auf die Feinde ging. Namentlich bei Görlitz schlug er ein Corps östreichischer Grenadiere und Karabiniers im Angesicht der feindlichen Armee und machte an tausend Gefangene.

Im Frühjahr 1759 nahm er an dem Zuge des General von Wobersnow in Polen Theil und kam endlich im August mit dem Wedellschen Corps zum Könige. Da warf die Schlacht von Kunersdorf den muthigen General todt auf den Sand. Wir haben in der Erzählung der Schlacht berichtet, wie es geschah.

Vier und vierzig Jahre alt war der Held geworden; plötzlich — viel zu früh für den Ruhm der Preußen — riß der Faden seines Lebens entzwei: und nichts als ein Leichenbegängniß gab es noch, womit man ihn ehren konnte. Zu Küstrin wirbelten die Trommeln den Todtenmarsch, als er den letzten Weg getragen wurde, und die Ehrensalven über seinem Grabe verhallten in der Luft.

Friedrich der Große aber bewahrte sein Gedächtniß. Er konnte es dem treuen Verklärten nicht besser zeigen: denn er nahm sich der vater- und mutterlosen Waisen wie mit väterlicher Sorge an und ließ sie aufs beste erziehen.

An dem Ehrendenkmal Friedrich des Großen und seiner Zeit prangt der Name des General-Major von Puttkammer an derselben Seite des Postaments, auf der der General-Lieutenant von Itzenplitz steht.

Der König fragt den Oberst von Moller nach dem Grunde seines Unglücks.

Als der König an einem der ersten Tage nach der Kunersdorfer Schlacht von dem Uebermaß des Unglücks, das ihn getroffen hatte, zu weichem, nachdenklichen Schmerz gestimmt war, trieb es ihn, über alle die Gründe sich Rechenschaft zu geben, die zu seinem Unglück zusammen gewirkt hatten.

Er hatte den Vorgang der Schlacht genau im Gedächtniß und übersah die Umstände mit klarem Geiste: — daß die Infanterie zu sehr ermüdet worden, die Kavallerie auf dem ungünstigen Boden eigentlich gar nicht zum wirksamen Angriff gekommen war; — daneben alle die kleinern Gründe: daß die Seen und Teiche, die Schluchten und Hohlwege den Sieg übermäßig erschwert, Seydlitz gleich beim ersten Angriff verwundet worden, daß die Kanonen nicht immer zur wirksamen Unterstützung auf dem Platze sein konnten. Und dagegen auf feindlicher Seite: der Schutz der sicheren Stellung im Lager, die Ueberzahl der Truppen aller Gattungen, die gewandte umfassende Unterstützung der Russen durch Laudon: — dies Alles, mag mancher meinen, sind Gründe genug, das Ereigniß vollständig begreiflich zu machen.

Doch der König konnte sich dabei nicht beruhigen: unter ähnlichen, manchmal noch schlimmeren Verhältnissen hatte er dennoch gesiegt. Es trieb seinen Geist, tiefer zu blicken, und Ereignisse, die gewaltig und unwiderstehlich wie die Massen eines Elementes über seinem Haupte zusammengeschlagen waren, nicht bloß durch Umstände zu erklären, die das sinnlich grobe Auge wahrgenommen hatte.

Wer mag glauben, daß die Wogen der Sündfluth bloß von den Regengüssen herrührten, die den Erdboden überschwemmten? wer denkt nicht an den Unsichtbaren, der die Schleusen des Himmels öffnen mußte, wenn der Regen strömen sollte?

So trieb es jetzt den König, einen tieferen, verborgenen Grund für die übermächtige Wendung seines Schicksals, für die gewaltigen Schläge zu erfahren, die ihm zugetheilt worden waren.

Und voll Verlangen, ein aufrichtiges Wort darüber zu hören, fragte er seinen alten ehrwürdigen Obersten, den Oberst der Artillerie von Moller: „woher es komme, daß er seit langem so wenig Glück in den Schlachten habe?“

Wir haben diesen Namen schon einmal gehört. Der Oberst von Moller war es gewesen, der die Anordnungen zur ersten Kanonade getroffen hatte, mit welcher die Schlacht begann. Wir erinnern uns, wie glücklich, wirksam und umfassend seine Einrichtungen waren, wie gewaltig er den Feinden aufspielte. Wenn alles Folgende so gegangen wäre, wie das Vorspiel seiner Kanonade, — der Tag hätte nichts zu wünschen gelassen.

Mit derselben Einsicht und immer mit glücklichem Erfolg hatte der Oberst von Moller den König schon den ganzen Krieg hindurch bedient: zuerst bei Lowositz, — der König selbst schrieb am Tage darauf in einem Brief an den Feldmarschall Schwerin: „Moller von der Artillerie hat Wunder gethan und hat mich auf eine erstaunende Art sekondirt;“ — hernach bei Prag; dann bei Roßbach, wo Seydlitz ohne die Mollerschen Kanonen schwerlich der Held des Tages mit solchem Glanz und zu solcher Bewunderung geworden wäre. Der König hegte alle Anerkennung für diesen braven Mann: er ließ ihn in den ersten Feldzügen schnell vom Major zum Oberst-Lieutenant und zum Oberst avanciren, — dem höchsten Posten, den in damaliger Zeit ein Offizier bei der Artillerie bekleiden konnte, — und gab ihm den Orden, mit dem er ausgezeichnete Offiziere zu ehren pflegte, den Verdienst-Orden.

Aber nicht bloß um seiner militairischen Tüchtigkeit willen schätzte ihn der König. Noch ein anderer — wie soll man

sagen? — fast geheimnißvoller Umstand zog ihn zu dem Ehrenmanne hin.

Einst in einer bedenklichen Lage, in der der König zu einer zweifelhaften Unternehmung sich entschließen mußte, hatte er sich gleichfalls fragend an Moller gewandt. Dieser aber getrosten Muthes hatte dem Könige Zuversicht eingesprochen. „Majestät," sagte er endlich, „es wird Alles gut gehen, mein Genius sagt es mir!" Diese letzte Aeußerung war dem Könige aufgefallen: „wir werden ja sehen," antwortete er, „ob Sein Genius Recht hat." Und wirklich, er hatte Recht gehabt.

Seitdem war es schon öfter geschehen, daß der König zu wissen verlangt hatte, was dem Oberst Moller sein Genius sagte. Und auch diesmal wandte er sich in solchem Verlangen aus tiefstem Herzen an ihn.

Der Oberst von Moller fürchtete Gott, ehrte den König und scheute Niemand. Voll dieser herrlichen Empfindungen waren auch jetzt seine Worte. Denn allerdings, — er hatte eine Wahrheit auszusprechen, von der er nicht wußte, wie sie der König aufnehmen würde.

Ihm war schon seit längerer Zeit zu Herzen gegangen, daß der König seine Truppen so wenig zum Gebet und zur Furcht Gottes anhalten ließ. Auch diesmal war eine Schlacht geliefert, für die kein Gesang und kein Gebet den Sieg erfleht hatte. Durch berauschende Getränke hatte der König die Soldaten zum Siege begeistern wollen, nicht durch die Zuversicht auf den Beistand des Höchsten. Auf einen Sonntag war die Schlacht gefallen; aber dem, der von Anbeginn der Welt Herr dieses Tages sein wollte, war von früh bis spät keine Ehre gegeben.

Der Oberst von Moller besann sich nicht einen Augenblick auf die Frage des Königs. Freimüthig, ohne Furcht, seinem Herrn zu mißfallen, gab er den Bescheid: „Majestät, das Unglück der Schlachten rührt von der mangelnden Religion in der Armee."

„Was hat die Religion," fragte der König schnell, „mit den Schlachten und mit der Politik zu thun?"

Und der Oberst von Moller antwortete: „es hat schon mancher General gemerkt, daß es Eurer Majestät nichts geschadet hat, wenn er mit einem lauten „Befiehl du deine Wege!" auf den Feind gegangen ist. Majestät müssen die Gottesfurcht in der Armee nicht schwinden lassen, die Prediger wieder anstellen, daß die Truppen beten lernen. Gut gebetet, ist immer: halb gesiegt."

Den König machte die Erklärung stutzig, denn sie traf ihn im tiefsten Herzen und zeigte ihm die Stelle, die wirklich wund war. Er brach das Gespräch ab.

Tags darauf aber ließ er die Prediger wieder kommen: der Lärm des Krieges schwieg, während das Wort des Herrn ertönte. Und Gottesdienst wurde regelmäßig in den Standlagern gehalten.

Der Oberst von Moller lebte nach dieser Zeit bis an sein Ende in hoher Gunst beim Könige. Er starb drei Jahre darauf noch vor Beendigung des Krieges im Jahre 1762.*)

Verluste der Russen und Oestreicher.

Die Russen und Oestreicher hatten indessen auch ziemlich viel verloren.

---

*) Der Name dieses Mannes war eigentlich: Karl Friedrich Möller. So schrieb sich wenigstens sein Vater, der Geheime Rath und Regiments-Quartiermeister der Artillerie Möller. Wir wissen nicht, was den Sohn veranlaßt hat, den Namen seines Vaters zu ändern. Vielleicht waren die Verstümmlungen, die sein Name in der Feder Anderer erfuhr, auch ein Umstand, der ihn dazu bewog. Denn der König selbst schrieb ihn gewöhnlich französisch: Mulèr; und Andere wandelten dies Französisch in den deutschen Aller-Welts-Namen „Müller" um. Er strich also den fraglichen Laut in der ersten Silbe und nannte sich Moller. Er war, wie wir sehen, bürgerlicher Herkunft. So wird er als Sous-Lieutenant vom Jahr 1729, ferner als Premier-Lieutenant vom Jahr 1733 in den Ranglisten aufgeführt. Seitdem er aber im Jahre 1741 Kapitain geworden, begegnen wir seinem Namen in den Ranglisten immer mit dem Abzeichen des Adels.

Wie es genau um sie stand, läßt sich freilich schwer mit Zuverlässigkeit angeben. Nach den Verlustlisten, welche ihre Feldherrn nach Wien und Petersburg an ihre Höfe sandten, hatten die Russen 554 Offiziere und 13,293 Gemeine, die Oestreicher 116 Offiziere und 2,213 Gemeine eingebüßt. Bei diesen Angaben ist schon das Verhältniß sehr auffallend, in welchem die Zahl der Offiziere zu der der übrigen Mannschaften steht. Denn hiernach müßte bei den Russen immer schon der vier und zwanzigste, bei den Oestreichern sogar der neunzehnte Mann von den Getödteten und Verwundeten ein Offizier gewesen sein, während bei den Preußen immer erst der drei und dreißigste Todte oder Blessirte ein Offizier war: — ein Verhältniß, das mit der gewöhnlichen Durchschnittsberechnung bei weitem mehr übereinstimmt. Man kommt schon hienach auf die Vermuthung, daß die Angaben der Russen und Oestreicher, wenigstens in der Zahl der getödteten und verwundeten Gemeinen nicht richtig gewesen sind.

In der That aber widerspricht der Graf Soltikow in seinen verschiedenen Berichten sich selbst. Denn während er an seine Kaiserin nach Petersburg die Zahlen meldete, die wir angegeben haben, schrieb er später an den östreichischen Feldmarschall Daun: „daß seine Armee in den beiden Schlachten bei Kay und Kunersdorf 27000 Mann verloren habe.“ Da er nun bei Kay nachweislich noch nicht tausend Mann eingebüßt hatte, müßte der Verlust bei Kunersdorf sich mindestens auf 26000 belaufen haben: das sind 12000 mehr als er die Kaiserin wissen ließ.

Wir wüßten ohnehin auch nicht, wie sich eine Wendung in seinem Briefe an die Kaiserin verstehen ließe, wenn er nicht mindestens so viel verloren hätte. Denn er schreibt daselbst: „der König von Preußen pflegt seine Niederlagen theuer zu verkaufen; deshalb werde ich, wenn ich noch einen solchen Sieg erkämpfen

sollte, die Nachricht davon mit dem Stabe in der Hand allein überbringen müssen."

Wenn wir also nach jenen verschiedenen Angaben eine ungefähre Wahrscheinlichkeits-Rechnung anstellen und sagen, daß Russen und Oestreicher zusammen 26000 Mann Todte und Verwundete gehabt haben mögen, so belaufen sich die Opfer des Tages, die 20000 der Preußen hinzugerechnet, auf 46000. Fast ein halbes Hunderttausend Menschen waren in der Spanne von sieben Stunden aus Lebendigen und Gesunden, Todte oder Krüppel geworden. Jede Minute muß ihrer viel mehr als hundert niedergestreckt haben.

Die Russen verfuhren übrigens bei der Beerdigung ihrer Kameraden wie ihrer Feinde mit gleicher Sorge und Ehrfurcht. Kein Bauer der Umgegend durfte Hand an einen Todten legen: sie begruben alle selbst.

Ehre und Gedächtniß des Tages bei den Russen und Oestreichern.

Die beiden Kaiserinnen Maria Theresia und Elisabeth in Wien und Petersburg waren über das Ereigniß von Kunersdorf über die Maßen froh. Sie beeilten sich, durch Belohnungen und Auszeichnungen den Offizieren und den Truppen ihre ganze Anerkennung zu zeigen.

Der General en chef, Graf Soltikow, wurde Feldmarschall; General Laudon General-Feldzeugmeister; alle andern Offiziere wurden zu höhern Würden befördert und mit Orden dekorirt. Dem östreichischen Oberbefehlshaber, General Laudon, schenkte die russische Kaiserin überdies zur besonderen Ehre einen Degen, aufs kostbarste mit Gold und Edelsteinen versehen; und jedem östreichischen Regiment, das in der Schlacht mitgefochten hatte, 5000 Rubel zur Vertheilung unter Alle.

Gegen ihre eigene Truppen war sie noch weit freigebiger.

Sämmtlichen Regimentern, die den Kampf mitgemacht hatten, wurde zu dem fortlaufenden Traktament der halbjährige Sold geschenkt, und jeder Grenadier erhielt die Zusicherung, daß er lebenslang von allen Schanzen und andern schweren Arbeiten befreit sein sollte.

Zu dem Allen ließ sie eine Ehren-Medaille in Silber prägen, die das Gedächtniß der Schlacht für ewige Zeiten bewahren sollte. Auf der einen Seite dieser Medaille war ihr eigenes, der Kaiserin Elisabeth der Ersten Bildniß; auf der andern stand der Kriegsgott in stolzer, vorwärts schwebender Haltung, in der linken Hand eine wehende Fahne, in der rechten eine Lanze; um ihn herum auf dem Schlachtfeld liegen Waffen, Fahnen und Todte; und um das ganze Bild steht die Aufschrift, oben: „den Ueberwindern der Preußen," — unten: „bei Frankfurt an der Oder, am 12. August 1759."

Zwei volle beladene Wagen kamen mit diesen Medaillen von Petersburg nach dem Lager der Russen; jeder Soldat empfing eine davon zum Andenken: er sollte sie lebenslang auf bloßer Brust tragen.

So viel geschah auf feindlicher Seite zur Ehre und Auszeichnung des Tages und seiner Helden. Kaum konnte der russische und östreichische Hof seinem Verlangen genug thun, den Tag zu feiern und seine Kämpfer zu lohnen.

Denn allerdings, — sie dachten und frohlockten: jetzt sei Alles gethan, nun werde in wenig Wochen der preußische Staat den letzten Stoß bekommen, der ihn ganz vernichte.

Ehre der Preußen im Gedächtniß an den Tag von Kunersdorf.

Der letzte Stoß wurde dem preußischen Staate aber nicht gegeben. Und nicht bloß die Saumseligkeit der Russen war es, die es dazu nicht kommen ließ; sondern eine Menge kleiner und

bedeutender, zufälliger und absichtlicher Umstände trat zusammen und hinderte den Erfolg, den die Feinde in voreiliger Freude eine Zeitlang für unausbleiblich hielten.

Aeußere Ehren gab es nun freilich nicht, die unser König zum Gedächtniß des Tages von Kunersdorf aufstellte: Orden wurden nicht verliehen, Rang=Erhöhungen fanden nicht statt, Denkmünzen wurden nicht geschlagen.

Aber eine andere höhere Ehre ist für die Preußen im Gedächtniß an diesen verhängnißvollen Tag gegründet.

Denn nach menschlicher Voraussicht mußte der Staat zu Grunde gehen; aber nach dem göttlichen Rathe blieb er stehen. Nach irdischer Berechnung bedurfte es nur eines „Gnadenstoßes," um Alles zu vernichten, was preußisch war; aber Gottes Wille schlug die Feinde mit Blindheit, Zwietracht und Schwäche, und ließ unsern König und unser Vaterland desto größere Ehren aus der augenblicklichen Erniedrigung, ja aus dem nahen Untergang und gänzlichen Verderben davontragen.

Das ist der Stolz und die erhabene Freude, welche der Preuße im Gedächtniß des Tages von Kunersdorf empfindet, daß er das Schicksal seines Vaterlandes in der Hand Gottes weiß.

Freilich Jeder, der lebt, so gering und unbedeutend er sein mag, erfreut sich des göttlichen Schutzes. An wem aber der Tod so nahe vorbei gegangen ist, wen er vielleicht schon einmal bei der Hand gefaßt hatte, der kann, wenn er dennoch lebt, mit herrlicherer Empfindung sprechen: „die Allmacht Gottes hat mich in ihren Schutz genommen!"

Das Vertrauen auf eine höchste Erwählung wird stärker und beglückender, wenn man es in schwierigen Lagen bewährt findet.

Friedrich der Große freilich hat, so lange er lebte, sich mit den Ereignissen dieses Tages nicht aussöhnen mögen. Sie waren ihn zu hart und grausam angegangen. Er hat nie von Kuners=

dorf reden wollen, nie das Schlachtfeld wieder sehen mögen. Er drückte, sobald es ging, jede Erinnerung an den Tag gewaltsam in sich zurück.

Wir aber, die wir sein Leiden ihm nur nachempfinden, die wir Erniedrigung und Erhebung, Verderben und Rettung zugleich im Geiste überschauen, wir erinnern uns auch des Schreckens von Kunersdorf, das wie ein tobendes Wetter über unserm Vaterlande zusammenschlug: Leib und Glieder lähmte es, aber den Nerv des Lebens ließ es ihm wunderbar: der durfte sich allmälig verjüngen und das Ganze stand bald, wie von neuem geboren, stark und herrlich wieder da.

Wir erinnern uns des Schreckens von Kunersdorf; denn aus ihm hat die Stimme vom Himmel, laut und Jedem vernehmbar, zu unserm Vaterlande gesprochen: „Du stehst in meiner Hand!"

Anmerkungen.

Quellen. — Ueber die Schlacht von Kunersdorf giebt es drei Original-Quellen: 1. Die Erzählung König Friedrich des Großen in seiner Geschichte des siebenjährigen Krieges; 2. den Bericht im Tagebuche des General von Gaudi, der als Adjutant des Königs Augenzeuge des Ereignisses war; endlich 3. die Relation in der Geschichte des siebenjährigen Krieges vom Oberst (nachmaligen General) von Tempelhoff, der die Schlacht gleichfalls persönlich mitgemacht hat.

Zu diesen Original-Quellen gesellen sich für den heutigen Bearbeiter der Schlacht noch zwei andere, jedoch untergeordneten Ranges: 1. die Beschreibung, welche der Prediger Kriele zu Kunersdorf bei Frankfurt im Jahre 1801 herausgegeben hat, — ein Werk, das sehr fleißig und mit besonnener Benutzung vieler, dem Verfasser authentisch erschienener Special-Nachrichten von entfernteren Augenzeugen, Bewohnern der Gegend, und zugleich mit ruhigem Urtheil über die beiden, ihm bekannt gewordenen Original-Quellen, die Relation des Königs und die des Oberst von Tempelhoff, abgefaßt ist; 2. die verschiedenen Schwadrons- und Bataillons-Berichte, — Berichte, die ich darum den Quellen untergeordneten Ranges beizähle, weil in ihnen nur vereinzelte Data mitgetheilt werden, deren Zusammenhang mit dem ganzen Verlauf des Tages oft nur durch schwierige Konjekturen und verwickelte Kombinationen herausgebracht werden kann.

Unter den neueren Bearbeitungen der Schlacht bei Kunersdorf zeichnet sich die im zwölften Jahrgang des Militair-Wochenblatts (1827) mitgetheilte durch Genauigkeit, Gründlichkeit und Umsicht aus; sie erschöpft aber die Aufgabe der Kritik nicht und bringt die schwebenden Streitfragen der Geschichtsforschung nicht völlig zum Schluß. — Die Darstellung der Schlacht in der von Offizieren des großen Generalstabs bearbeiteten Geschichte des siebenjährigen Krieges beschränkt sich fast nur darauf, die Berichte des General von Gaudi und des Oberst von Tempelhoff nacheinander abzudrucken.

Neben diesen gewichtigen Arbeiten kommen andre, wie die von Archenholz, von Retzow u. s. w., als für die Wahrheit der Thatsache nichts entscheidend, wenig in Betracht.

Werth der Quellen. — Unter den Original-Quellen für die Schlacht von Kunersdorf findet in mehren Punkten eine minder bedeutende, in vielen andern aber eine so durchgreifende Abweichung statt, daß immer

das Bild der Schlacht, wie es der eine Berichterstatter entwirft, durch Striche des andern ganz ausgelöscht und unerkennbar gemacht wird. Dieser Umstand macht die Frage nach dem Werth der Quellen an sich, — ganz abgesehen von dem, was sie enthalten, — vorweg nöthig.

Was zuerst die Erzählung betrifft, welche der große König selbst hinterlassen hat: so ist sie nach seiner eignen Aussage bald nach der Schlacht aus lebhafter Erinnerung aufgeschrieben. Sie schreitet schnell vor, faßt immer viele Bewegungen unter Einen beherrschenden Gesichtspunkt zusammen und versetzt den Leser überzeugend auf den erhabenen Standpunkt, den der König durch seine Stellung und mehr noch durch seinen Geist wirklich eingenommen hat: auf den Standpunkt der auf das Ganze gerichteten, um Kleines unbekümmerten, summarischen Auffassung. Eine Abweichung von der Erzählung des Königs wird deßhalb nur gestattet sein, wenn sie kleinere, für den Verlauf des Ganzen unbedeutendere Mittelglieder, oder vorübergehende Aenderungen in dem Plan und Gang der großen Ereignisse des Tages betrifft, — Wendungen, von denen man annehmen kann, daß sie der König absichtlich übergangen ist, weil er sich bei ihnen nicht aufhalten wollte. Abweichungen dagegen, die einen bedeutenden Punkt in dem Verlauf der Schlacht betreffen, müssen, wenn ihnen einiges Recht eingeräumt werden soll, schon durch sehr gewichtige Gründe erhärtet sein, die das Urtheil, daß den König seine Erinnerung getäuscht hat, durchaus mehr als wahrscheinlich machen.

Ein Umstand, den man hier und dort benutzt hat, um die Glaubwürdigkeit der Erzählung des Königs zu beeinträchtigen, — der Umstand, daß er den „Judenkirchhof“ statt der „Judenberge“ nennt, — ist kleinlich und kaum der Erwähnung werth: denn ihm liegt eine bloße, und noch dazu sehr erklärliche Namensverwechslung zum Grunde. Da die Namensverwechslung konstatirt ist, wird die Sache von ihr nicht weiter berührt.

Ein anderer Umstand, der gleichfalls von Diesem und Jenem als folgehaltig in Betracht gezogen ist, könnte bedeutender erscheinen: nämlich die Insinuation, daß der König, um einen aus dem Erfolg leicht zu beurtheilenden Fehler seiner Schlachtlieferung zu verdecken, den Verlauf des Tages in der Erzählung stellweise anders gewandt habe, als dieser sich wirklich zugetragen hat. Aber auch diese Erwägung ruht auf lockern Stützen: denn der König tadelt in seiner Erzählung freimüthig genug die Kavallerie-Attaken gegen die Judenberge selbst, aus deren Erfolg er allenfalls einen Vorwurf gegen seine Schlachtanordnungen hätte entnehmen können. —

Was zweitens das Tagebuch des General von Gaudi betrifft, so steht das Urtheil hierüber bei Allen fest. Es steht fest, daß „der General, ein kenntnißvoller, geistreicher Mann, als Adjutant des Königs Augenzeuge der Schlacht, und als solcher auf einem Standpunkt sich befand, wo die Ereignisse des Tages seinen Augen weniger als tausend Anderen entgehen konnten. Er schrieb sein Tagebuch mit dem festen Entschluß, es niemals öffentlich bekannt zu machen, (erst nach seinem Tode ist es Eigenthum des Staats geworden und von diesem der Oeffentlichkeit hingegeben,) und hatte daher

keine Veranlassung, als Lobredner des Königs aufzutreten, der im Gegentheil oft von ihm getadelt wird." Aus diesen Gründen ist seine Beschreibung der Schlacht durchaus zuverlässig: ein Ausdruck eigner aufmerksamer Beobachtung und freier Ueberzeugung. Der General von Gaudi läßt sich sehr genau auf das Detail fast aller Schlachtbewegungen ein: ein Umstand, der seinen Bericht dem des Königs, wie eine fleißige Ausführung dem allgemeinen Entwurf, aufs würdigste zur Seite stellt. —

Was endlich die Erzählung betrifft, welche der Oberst von Tempelhoff von der Schlacht liefert: so war Tempelhoff allerdings auch Augenzeuge der Ereignisse. Und aus diesem Grunde haben wir seine Erzählung eine Original-Quelle genannt. Aber er wohnte der Schlacht in einem sehr untergeordneten Verhältniß bei: als Feuerwerker, mit der Bedienung einer zwölfpfündigen Kanone beschäftigt. Aus diesem Einen Umstand ist wohl hinlänglich klar, daß sein Bericht doch eigentlich nur den Quellen untergeordneten Ranges beizuzählen ist, etwa auf gleicher Stufe, wie die Bearbeitung des Prediger Kriele. Denn auch er mußte das Bild der ganzen Schlacht reflektirend aus verschiedenen Nachrichten zusammensetzen, die ihm von andern, ihm glaubwürdig erscheinenden Berichterstattern mitgetheilt wurden. Sein fester Posten konnte ihm unmöglich einen eignen Ueberblick über den Verlauf und Zusammenhang des Ganzen gewähren. Der Fleiß, den der Oberst von Tempelhoff beim Einsammeln der Nachrichten, ferner das militairische Urtheil, das er bei der Benutzung derselben bewiesen hat, soll hiedurch ohne Grund nicht im mindesten angetastet sein. Aber wenn es darauf ankommt, einen Berichterstatter zu hören, der Alles selbst mit eigenen Augen wahrgenommen hat, so ist Tempelhoff nicht in allen Punkten der Mann, an den wir uns richten dürfen. Nur in den Wendungen der Schlacht, die sich ganz in seiner Nähe zugetragen haben, bei denen er persönlich mitgewirkt hat, wird er volles Vertrauen beanspruchen, ja, bei diesen, ganz ins Spezielle gehenden Fällen möglicher Weise sogar einen Widerspruch gegen den Bericht des General von Gaudi und auch des Königs begründen können. —

Dies sind die allgemeinen, vorweg feststehenden Rücksichten, nach denen der Werth der drei Hauptquellen gegeneinander abgemessen werden muß.

Wir besprechen in den folgenden Anmerkungen zuerst die kleinern unwesentlichen Abweichungen der einzelnen Berichterstatter, wo solche vorhanden sind, nach Anleitung und in der Reihenfolge der oben frei entworfenen Schlachtbilder; — und geben zuletzt eine Kritik der Tempelhoffschen Darstellung von dem Moment an, wo eine Ausgleichung zwischen ihr und den übrigen Berichten unmöglich ist.

S. 59. Aufstellung der ganzen preußischen Macht. — Ueber die Aufstellung der Kavallerie finden sich in den verschiedenen Berichten die

abweichendsten Angaben. — Der König sagt: „die Armee stellte sich im Gehölz nahe bei der Pechstange in fünf Treffen: die drei ersten bestanden aus Fußvolk, die beiden letztern aus Reiterei." Der König bezeichnet hiemit allem Anschein nach die Aufstellung der Truppen, wie sie der nächsten Anordnung zur Schlacht, wenigstens was die Reiterei betrifft, voranging. — Oberst von Tempelhoff weiß nichts von der Aufstellung der Kavallerie auf der andern Seite der Teiche: er läßt sie nur überhaupt „auf dem linken Flügel" stehen; erzählt dagegen später, daß die Generale, Prinz von Würtemberg und Seydlitz, im Verlauf der Schlacht (etwa um 3 Uhr Nachmittags, muß man denken) mit der Kavallerie zwischen den Seen hindurch gegangen seien und nun erst das Feld jenseits der Teiche gewonnen hätten. — Hiemit übereinstimmend berichtet der Prediger Kriele. — General von Gaudi dagegen sagt ganz bestimmt und detaillirt: „die Kavallerie, die allhier (zwischen den Kunersdorfer Teichen und dem Hühnerfließ) nicht agiren konnte, zog sich linker Hand um die Kunersdorfer Teiche herum und setzte sich hinter einer dort vor dem Walde befindlichen flachen Anhöhe, um den Erfolg des Angriffs der Infanterie abzuwarten." — Wir haben, weil uns ein Prinzip zur Entscheidung über die Richtigkeit der einen oder der andern Angabe fehlt, in obiger Erzählung Beides angenommen: daß die Hauptmacht der Kavallerie jenseits der Teiche plazirt, daß aber die Infanterie der königlichen Armee diesseits der Teiche doch nicht ganz von Reiterei entblößt wurde. Wir glauben zu dieser Abweichung von dem Bericht des General von Gaudi, — der allerdings, als Adjutant und Begleiter des Königs während der Schlacht, besonders in Bezug auf diesen Punkt unbedingt glaubwürdig erscheinen sollte, da derselbe vor dem Beginn der eigentlichen Schlachtverwirrung vom Könige angeordnet sein mußte, — außerdem durch einen andern Umstand berechtigt zu sein, den wir in einer spätern Anmerkung zu der Erzählung „Unterdessen der linke Flügel der königlichen Armee" beibringen werden.

S. 62. Mißverständnisse hier und dort. Ueber die ersten Schüsse vor Beginn der Schlacht findet unter den verschiedenen Berichterstattern eine nicht unerhebliche Abweichung statt. Der General von Gaudi erwähnt ihrer gar nicht, — ein Schweigen, das allerdings nicht bedeuten kann, daß sie vielleicht gar nicht gefallen sind. Der Prediger Kriele läßt ungefähr sechs Schüsse von einer Batterie beim Corps des General Fink ausgehen. Dagegen der Oberst von Tempelhoff erzählt, daß vier Schüsse mit Kartätschen von der Batterie auf dem rechten Flügel der königlichen Armee gefeuert wurden. Jedenfalls meinen beide Berichterstatter ein und dasselbe Faktum; doch weichen sie auch darin noch ab, daß Kriele erzählt, russischer Seits sei ein Regiment gelber Husaren, um die Preußen zu vertreiben ausgeschickt, wogegen Tempelhoff von Kosaken spricht und diese nur auf Recognoscirung ausgesandt sein läßt. Wir haben in Tempelhoff das glaubwürdigere Zeugniß zu finden gemeint.

S. 63. Die Schlacht beginnt. Der König erzählt, daß der General von Fink aus seinen Batterien mit allen Kräften das Feuern begann und daß erst in Folge davon die Kanonen auf die Anhöhen vor dem Neuendorfer Wald aufgefahren wurden. — Dagegen spricht aber der ausdrückliche Befehl des Königs in dem erhaltenen und oben mitgetheilten „ersten Entwurf" zur Schlacht. (S. 47.) — Und General von Gandi erzählt in der That, übereinstimmend mit dem Inhalt dieses letzteren, daß das Feuer aus allen Batterien, des Königs, wie des General Fink, zugleich begann: während Oberst von Tempelhoff sich der Sache noch gemäßer ausdrückt: „die Kanonade nahm von der Batterie auf dem rechten Flügel ihren Anfang, und ward von der Batterie, die der General Fink auf der Höhe hinter der großen Mühle auffahren lassen, unterstützt." Diese Umstände geben wohl das Recht zur Abweichung von der Relation des Königs. —

Die dritte, auf der Anhöhe neben der Drossener Straße aufgepflanzte Batterie des Königs, von der wir in obiger Erzählung gesprochen haben, erwähnt übrigens nur der Prediger Kriele. Oberst von Tempelhoff und General von Gaudi beschreiben nur die auf dem Walkberg und auf dem kleinen Spitzberg.

S. 69. Ein anderer Uebelstand. General von Gaudi erzählt: „der König ließ gleich nach der Eroberung der Mühlberge durch die Avantgarde seine schwere Artillerie auf die Höhen bringen und aus selbigen von neuem feuern, welches um so mehr Schaden that, da der Angriff noch immer auf die Flanke der Russen fortgesetzt wurde." Wir sind in obiger Erzählung dem Bericht des General von Tempelhoff gefolgt, der in Bezug auf diesen Moment der Schlacht wohl mehr Glauben verdient, da er damals als Feuerwerker gerade an diesem Punkte thätig war.

S. 71. Bis zum Kuhgrund. — Den hier erwähnten ziemlich harten Kampf des linken Flügels der königlichen Infanterie mit den russischen Hausen, die sich auf dem Kunersdorfer Kirchhof tapfer hielten, haben wir nur aus dem Bericht des Königs geschöpft. — Oberst von Tempelhoff scheint ihn neben seinen Betrachtungen über eine wünschenswerthe Wirksamkeit der Kavallerie und Artillerie versäumt zu haben. Und daß General von Gaudi in Bezug auf die Ereignisse, welche den linken Flügel der königlichen Armee angehen, nicht ganz ausreichend ist, werden wir in einer spätern Anmerkung noch näher berühren.

S. 75. Um zwei Uhr Nachmittags. Ueber die Annäherung des Reserve-Corps unter General Fink während des Kampfes vor dem Kuhgrund und über die Stellung desselben um 2 Uhr finden in den Quellen folgende Abweichungen statt. General von Gaudi sagt: „die Infanterie des Finkschen Corps formirte sich hinter den 8 Bataillons der Avantgarde auf erobertem Terrain, (also auf den Mühlbergen;) die Kavallerie desselben blieb

am Fuß der Höhen halten." Oberst von Tempelhoff dagegen: „das Finksche Corps formirte sich in der Niederung seitwärts der Mühlberge, um den Angriff des Königs zu unterstützen." — Wir haben dieser letzteren Relation den Vorzug geben müssen, weil sich nur so die mehr allgemeine und in größeren Umrissen gehaltene Darstellung des Königs selbst verständigen läßt. Des Königs Worte sind nämlich: „Herr von Fink, den die Attaken" (der Avantgarde und der königlichen Armee nämlich) „hinter sich gelassen hatten, ließ seine Bettungen abräumen und stieß zu den übrigen Truppen." Man muß also, wie auch Prediger Kriele auslegt, wohl denken, daß das Finksche Corps in der Niederung zwischen den Mühlbergen und dem Elsbusch an den rechten Flügel der Avantgarde sich angeschlossen habe. Und des General von Gaudi Auseinandersetzung ist hienach ein wenig zu berichtigen.

S. 82. Unterdessen der linke Flügel der königlichen Armee. General von Gaudi erzählt nichts von diesem Angriff des linken Flügels auf die mittlere Front des russischen Lagers. Wir finden die Wahrscheinlichkeit desselben dennoch in dem Gaudischen Bericht. Denn wenn es darin heißt, daß die Preußen „bis auf etwa 800 Schritt von den Judenbergen vorgedrungen waren:" so ist dieser Sieg nicht gut anders denkbar als so, daß auch der große Spitzberg in die Gewalt der Preußen gefallen ist, da derselbe weit mehr als 800 Schritt von den Judenbergen entfernt liegt. Wir meinen also in unserer Erzählung nicht von Gaudi abzuweichen, sondern ihn nur auszuführen. Der Ausführung aber bedarf der Bericht des General von Gaudi an dieser Stelle jedenfalls; denn es wird keinem aufmerksamen Leser desselben entgehen, — sowohl daß seine Erzählung der Schlachtereignisse von 2 bis 5 Uhr überhaupt außerordentlich kurz und obenhin abgemacht ist, (ein Umstand, der besonders in Bezug auf den verhängnißvollen Kampf um den Kuhgrund auffällt,) — wie auch, daß namentlich bei ihm jede Erwähnung des linken Flügels der königlichen Armee an dieser Stelle fehlt. Wir müssen also annehmen, entweder daß der Gesichtskreis des General von Gaudi für die Vorgänge der Schlacht um diese Zeit mehr als sonst beschränkt gewesen sei, oder daß er bei Abfassung seines Tagebuchs diese Momente aus Versehen übergangen ist. — Die näheren Motive für unsere Darstellung haben wir übrigens aus dem Bericht des Prediger Kriele und (bei aller Abweichung in Bezug auf den Ausgang der Attake) aus Tempelhoff entnommen.

S. 92. Seydlitz verwundet. — Prediger Kriele, der in Bezug auf Zeit und Ort dieser Reiter-Attake der Schlachtdisposition Tempelhoffs folgt, läßt die Verwundung des General Seydlitz bei dem Angriff geschehen, den die Reiterei zur Unterstützung des linken Flügels der königlichen Infanterie auf den großen Spitzberg unternimmt und siegreich vollführt. (In Bezug auf diesen Ausgang weicht Kriele freilich wieder von Tempelhoff ab.) Nach Varnhagen von Ense's „Leben des General von Seydlitz" dagegen hängt

die Verwundung desselben mit einem unglücklich zurückgeschlagenen Reiter-Angriff auf die russischen Schanzen zusammen und fällt sie in eine Zeit, da der Sieg für die Preußen in Stocken gerieth.

Wir sind dieser letzteren Angabe gefolgt, weil das ganze Faktum, besonders mit seinen Nebenumständen, mit dem vorangehenden Widerspruch des General gegen den Befehl des Königs, sich nicht anders mit Wahrscheinlichkeit arrangiren läßt, — und haben außerdem für unsere Disposition des ganzen Schlachtverlaufs auch in Bezug auf diesen Punkt den gediegensten Gewährsmann, den General von Gaudi, für uns.

S. 97. Laudon. — Das Bild dieses Angriffs der Laudonschen Kavallerie entnehmen wir den Worten des Königs: „nun schickte Herr von Laudon rechts und links einige Haufen Reiterei ab." Wenn man die in großen Dimensionen fortschreitende und Vieles zusammenfassende Darstellung des Königs kennt, wird man das Recht zu dieser Auffassung nicht bestreiten. — Prediger Kriele stimmt damit überein. Er läßt den General Laudon selbst bei der Kavallerie sich befinden, die den linken Flügel der Preußen bedroht. General von Gaudi dagegen hebt besonders die durch die Oder-Niederung erfolgende Annäherung der östreichischen Kavallerie und deren Angriff auf den rechten Flügel der Preußen hervor, wohin er auch Laudons Anwesenheit verlegt. — Wir haben diesen streitigen Punkt in obiger Erzählung unerledigt gelassen.

S. 100. Unerklärlich. — Nach der Darstellung des Prediger Kriele wurde der Prinz von Würtemberg vor der Front des russischen Lagers verwundet, als die Preußen noch den großen Spitzberg inne hatten. — Tempelhoff dagegen erzählt den Vorfall, wie er oben angegeben ist. — In der näheren Ausführung des Ereignisses sind wir den Bemerkungen des nachmaligen General von Götze über die Schlacht gefolgt. (Militair-Wochenblatt, zwölfter Jahrgang 1827. Nro. 601.)

Verlauf der Schlacht nach Tempelhoff. — Bis zu der Zeit, da die Preußen den östlichen Rand des Kuhgrunds besetzen, — ungefähr bis um 2 Uhr Mittags, — kann die Erzählung Tempelhoffs mit den andern Schlachtberichten ohne erhebliche Schwierigkeit in Einklang gebracht werden. Von da an erzählt Tempelhoff in kurzen Abrissen folgendermaßen.

General Laudon merkte die Unordnung der ihm verbündeten Truppen und beeilte sich, die den Preußen entgegengesetzte Seite des Kuhgrunds mit seinen Bataillonen zu besetzen. Von diesem Augenblick begann das Glück von den Preußen sich abzuwenden. (Also schon um 2 Uhr Mittags.) Einige Bataillone, die so lange mit der größten Unerschrockenheit gefochten hatten,

verließen den König, der sich an ihrer Spitze allen Gefahren eines gemeinen Soldaten aussetzte, und drehten dem Feinde den Rücken.

Die Macht, auf welche der König jetzt noch Vertrauen setzen konnte, bestand: aus dem zweiten Treffen, dem Reserve-Corps des General Fink, dem linken Flügel der königlichen Armee, der vor den Seen von Kunersdorf hielt, und endlich aus den flüchtigen Grenadieren, die sich hinter den beiden Treffen wieder setzten.

Als der König sah, daß das Gefecht am Kuhgrund sich zum Unglück wandte, ließ er die Kavallerie auf dem linken Flügel unter den Generalen Prinz von Würtemberg und Seydlitz zwischen den Seen hindurchmarschiren und gegen die mittlere Front des russischen Lagers avanciren. Die Kavallerie litt aber entsetzlich vom Kartätschenfeuer, kam in Unordnung und ergriff förmlich die Flucht, als russische und östreichische Kavallerie vom rechten feindlichen Flügel sich näherte. Sie zog sich durch die Infanterie hindurch und setzte sich erst wieder hinter dem zweiten Treffen.

Der Infanterie vom linken Flügel der königlichen Armee, die gleichfalls zwischen den Seen und durch Kunersdorf hindurchmarschirte, ging es beim Angriff auf die mittlere Front des russischen Lagers, den großen Spitzberg, nicht besser. Sie wurde nach wiederholten vergeblichen Versuchen völlig zurückgeschlagen.

Den Kampf am Kuhgrund konnte der König gleichfalls trotz der größten Anstrengung nicht zum Glück wenden. Und ebenso erfolglos waren die Angriffe des Reserve-Corps von der Niederung aus.

Mitten in die weitläuftige Auseinandersetzung dieses Rückschritts oder mindestens Stillstands in dem Schlachtverlauf läßt der Oberst von Tempelhoff die räthselhaften Worte über die Stimmung des Königs fallen: „dennoch verlor der König noch nicht alle Hoffnung.“ Wir müssen denken, daß es unterdessen mindestens zwischen 5 und 6 Uhr Abends geworden, der Kampf also 3 bis 4 Stunden lang erfolglos fortgesetzt worden war. Worauf mag der König in diesem Augenblick noch Hoffnung gesetzt haben? Wir lassen Tempelhoff selbst weiter reden: „der König sammelte von den Zurückgewichenen immer wieder brave Leute,“ — also nur von „Leuten,“ nicht mehr von Regimentern oder Bataillonen, konnte Tempelhoff sprechen, die sollen dem Könige Hoffnung gegeben haben? — „und ließ sie aufs neue anrücken; allein auch diese wurden getödtet, verwundet, und endlich, nachdem sie sehr dünne geworden waren, zurückgeschlagen.“

Hierauf erzählt Tempelhoff den Schluß der Schlacht durch die unglückliche Reiter-Attake unter Prinz von Würtemberg und General von Puttkammer rechts von den Mühlbergen, die wir in ihren Grundzügen oben benutzt haben.

Kritik des Tempelhoffschen Schlachtberichts. — Gegen diesen Schlachtbericht enthält die Erzählung sowohl des Königs wie des General von Gaudi die sprechendsten Gründe, deren Gewicht wir oben durch das Ver-

trauen hinlänglich erwiesen haben, das diese Beiden an sich und auch um der Stellung willen verdienen, die sie in der Schlacht eingenommen haben. Bestätigt werden diese Gründe noch durch eine Menge anderer Umstände, auf die an andern Orten schon hin und wieder aufmerksam gemacht ist, besonders durch Folgendes: —

1. Es ist durch glaubhafte Zeugen erwiesen, daß Leichen preußischer Krieger auf dem Schlachtfeld bis weit über den Kuhgrund hinaus gelegen haben. Um nur an den Major von Kleist zu erinnern, dessen Schicksal wir kennen: so ist dieser an dem Elsbusch der Oder-Niederung da, wo der „tiefe Weg" in diese ausläuft, gefunden worden. Und lange über den Zeitpunkt hinaus, da Kleist verwundet wurde, gingen die preußischen Waffen glücklich und siegreich weiter fort.

2. Es ist auf einen Widerspruch in der Tempelhoffschen Darstellung selbst aufmerksam gemacht worden. Denn Tempelhoff sagt ausdrücklich: „der linke Flügel und die Mitte der königlichen Armee seien einige hundert Schritt jenseit Kunersdorf gekommen" Wenn dies der Fall gewesen ist, so ist an sich nicht glaublich, daß Russen und Oestreicher am westlichen Rand des Kuhgrunds sich hätten behaupten können. Sie wären von der Front, in der Flanke und zum Theil auch im Rücken bedrängt gewesen.

3. Endlich widersprechen dem Tempelhoffschen Bericht zwei unbestreitbare große Fakten; zuerst daß mehre Generale, namentlich Fink und Seydlitz, dem Könige gerathen haben, mit dem Siege, den er bereits errungen hatte, zufrieden zu sein; und andererseits die Sieges-Kouriere, die der König vom Schlachtfeld nach Berlin und Breslau wirklich abfertigen ließ. Für die Einbildung, gesiegt zu haben, — ja nur für die Hoffnung, siegen zu können, ist in dem Tempelhoffschen Schlachtverlauf auch nicht Ein kurzer Moment vorhanden. Diese beiden Dinge hätten sich nicht ereignen können, wenn die Schlacht wirklich so stattgefunden hätte, wie Tempelhoff erzählt. —

Bei der Sicherheit, die wir in dem Urtheil erlangen, daß Tempelhoff sich geirrt habe, drängt sich nur die Frage auf: wie ist es möglich gewesen, daß er so irren konnte?

Möglichkeit und Veranlassung eines Irrthums. — Die Möglichkeit, daß Tempelhoff sich geirrt habe, liegt sehr nahe. Abgesehen von der Schwierigkeit, die es immer hat, Vorgänge eines Schlachtfeldes, das sich ½ und ¾ Meilen in die Breite und Länge zieht, mit Einem Blicke so zu übersehen, daß die Details aller einzelnen Bewegungen, Unternehmungen und Erfolge richtig erkannt werden; abgesehen ferner von dem Staube, der auf den Sandflächen um Kunersdorf an diesem Tage ganz unerträglich gewesen und alle Aussicht verdeckt haben muß: war Tempelhoff für die Beobachtung der Schlacht noch dazu in der allerungünstigsten Stellung. Denn er befand sich nach seiner eigenen Aussage mit bei den vier zwölfpfündigen Kanonen, welche der König gleich nach dem Sturm der Avantgarde auf die Höhen der Mühlberge fahren ließ. Tempelhoff fährt fort, seine eigene Lage zu beschrei-

ben: „die hundert Schuß," sagt er, „die jede Kanone bei sich hatte, wurden in kurzer Zeit verfeuert, und dann mußten wir bloße Zuschauer abgeben, weil keine Munition gleich bei der Hand war." Ein Zuschauer ganz am äußersten Ende des Terrains, auf dem sich eine Schlacht zuträgt, hat gewiß keinen günstigen Beobachtungsposten. Daß Tempelhoff im spätern Verlauf eine andere Stellung eingenommen habe, sagt er mindestens nicht: ein Umstand, der in diesem Falle gewiß zu der Folgerung berechtigt, daß er auch wirklich keine andere Stellung bekommen habe: denn was mußte ihm näher gelegen haben, als seine von der Erzählung Anderer abweichende Schlachtrelation durch die Aussage dessen, was er selbst mit Augen gesehen, zu erhärten. Da er dies in allem Folgenden unterläßt, können wir nur annehmen, daß er den spätern Wendungen der Schlacht nicht persönlich nahe gewesen ist und also mit eigenen Augen nur wenig gesehen hat.

Bei diesen Umständen unterliegt die Entscheidung der Sache auch nicht dem mindesten Bedenken. Und wenn wir die Frage stellen: wo hat die Möglichkeit der Täuschung sich mehr befunden, auf der Seite Tempelhoffs? oder auf der des Königs und des General von Gaudi? — wohl zu merken, daß der König und General von Gaudi ihre Schlachtbeschreibungen ganz unabhängig von einander aufgezeichnet haben, — so ist die Antwort vorweg unzweifelhaft.

Der König und General von Gaudi haben erzählt, was sie mit eigenen Augen wahrgenommen haben; Oberst von Tempelhoff dagegen hat das Bild der Schlacht in seinem reflektirenden Geiste aus den verschiedenen Berichten, die er hier und dort eingesammelt, erst komponiren müssen. Bei dieser Composition ist ihm ein Fehler in die Abwägung des etwa Widersprechenden mit untergelaufen. —

Ja, wir glauben dem Oberst von Tempelhoff noch näher die Veranlassung zu dem Irrthum, dem er sich hingegeben hat, nachweisen zu können.

Seine Darstellung ist nämlich nicht rein objektiv historisch; den ebenmäßig fortschreitenden Ton der Erzählung hält er nicht fest, unterbricht ihn sehr häufig durch raisonnirende Abschweifungen. Dieser allgemeine Charakter hat in dem Bericht über die Schlacht von Kunersdorf überdies eine besondere Tendenz. Tempelhoff will nämlich darthun, daß der König die Schlacht richtig nach den Regeln der Kriegskunst und nothwendig so nach dem Antrieb seines großen Kriegscharakters habe liefern müssen. Er will den König von dem Vorwurf freisprechen, der ihm hier und dort gemacht ist, als ob er an einem Punkte der Schlacht habe still stehen und mit den gewonnenen Vortheilen zufrieden sein sollen. Nach der Tempelhoffschen Darstellung findet allerdings solch ein Moment gar nicht statt. Denn „wo hätte der König Halt machen sollen?" fragt Tempelhoff selbst und antwortet darauf: „er hätte dazu den Zeitpunkt wählen müssen, da die Grenadiere der Avantgarde die Mühlberge erstiegen," — also etwa um 12, spätestens um 1 Uhr! —

Auf solche Weise raubt Tempelhoff selbst den Schein der Glaubhaftigkeit seiner eigenen Aussage. Denn es ist völlig undenkbar, daß irgend ein

General dem Könige gerathen habe, nur eben nach dem Beginn der Schlacht vom Weitern abzustehen.

Ein Schriftsteller, der in einer Wendung seiner Gedanken so offenbar eine Abweichung vom Glaubhaften sich zu Schulden kommen läßt, erweckt schon kein Vertrauen für seine Aussagen, auch wenn kritisch kein Widerspruch dagegen erhoben werden kann, — wie viel mehr Mißtrauen aber gegen Aussagen, die kritisch fast a priori widerlegt sind! —

In jenem Punkte liegt aber grade die Veranlassung zu dem Irrthum Tempelhoffs. Er hat die Absicht, den König von einem Vorwurf zu reinigen. Nach dieser Absicht modifizirt er in seinem Geiste die verschiedenen Nachrichten, die ihm über den Schlachtverlauf zugegangen sind, so — wie sie die Erfüllung jener Absicht am bequemsten zulassen. Er thut den Ereignissen um der Tendenz willen Gewalt an.

Die oberste Regel der Geschichtsforschung, erst die Fakta zu hören, dann die Tendenz in ihnen zu suchen, hat er verabsäumt. Wer die Tendenz vorweg fertig hat, wird dem Zufall sehr viel zu danken haben, wenn sie ihn in dem Urtheil über die Ereignisse nicht falsche Wege führt. —

Daß übrigens der König einen Vorwurf wegen der Schlacht verdient, — wir nehmen an: über 5 Uhr Nachmittags hinaus, — ist wohl ohnehin ein Urtheil, dessen stärkste Begründung im Erfolg liegt. Wenn der König durch irgend eine unberechenbare glückliche Wendung, nachdem er den Kampf fortgesetzt, wirklich vollständig gesiegt hätte, so würde Jeder die Energie des Feldherrngeistes bewundert haben. Jetzt, bei dem entgegengesetzten Erfolg, wollte man einen Vorwurf daraus machen?

Des Königs Entschluß hatte, wie wir wissen, die gewichtigsten Gründe für sich. Und ein Vorwurf dagegen ist um so weniger gerechtfertigt, da — Alles zu Allem gehalten — sich schwerlich annehmen läßt, daß der König gesiegt hätte, auch wenn er in den weiteren Angriffen nicht fortgefahren wäre. Es war ja erst 5 Uhr Nachmittags, als der König auf der Höhe seines Sieges stand und es hätte sonderbar zugehen müssen und ist namentlich dem östreichischen Feldherrn Laudon durchaus nicht zuzumuthen, daß er die Ermattung der preußischen Truppen weniger erkannt und benutzt hätte, wenn der König sich entschloß, bloß seinen Sieg zu behaupten, — als nun, da er ihn bis aufs Aeußerste vollenden wollte. Das Verhältniß der siegesfähigen Truppen war so und so dasselbe: — ein Drittheil der Russen und sämmtliche östreichische Kavallerie, die noch gar nicht im Kampf gewesen waren, mußten immer den Ausschlag zu Ungunsten der Preußen geben.

Der Ruhm unseres Vaterlandes aus dem Jahre 1759 liegt darin, daß es sich gegen die überall vorhandene und bewiesene Uebermacht der Feinde dennoch behauptete. Preußen konnte in diesem Jahre nicht mehr thun, als bloß auf ehrenvolle Weise sein Dasein retten. Die Aufgabe hat Preußen erfüllt, auch wenn — oder vielmehr — gerade da die Schlacht verloren ging.

Berlin, gedruckt in der Deckerschen Gehe imen Ober-Hofbuchdruckerei.

Der Siebenjährige Krieg,

dem alten Ruhme und den neuen Ehren des preußischen Heeres

als Heldengedicht gewidmet.

Aus des Großvaters Erzählungen.

1850. $8\frac{1}{2}$ Bogen 8. mit 6 Portraits:

König **Friedrich der Große**, die Generale: **Schwerin, Winterfeld, Seydlitz, Zieten**, und **Prinz Heinrich.**

Geheftet. Preis: 12 Sgr., Velinpap. 1 Rthlr.

Die Widmung lautet:

Was giebt es noch, worauf man schaut
Mit Freuden, in der Welt,
Von Allem, dem man sonst vertraut,
Was noch zusammenhält?
Wes Ruhm ist alt und doch auch neu,
Wer blieb erprobten Ehren treu?
Wer ist der wackre Held?

Das Preußenheer! Ihm klingt mein Sang —
O schwaches Sängerthum!
Drommeten und Kanonenklang,
Die trugen seinen Ruhm
Längst weit bis an der Welten End,
Und hoch hinauf zum Firmament,
Des Preußenheeres Ruhm!

Ist auch vor solcher Donnerlust
Kein Lied zu hören mehr,
Doch preis' ich noch aus voller Brust
Mein vaterländisch Heer;
Hoch fliegen Mützen in die Luft,
Und um mich her der Jubel ruft
Ein Vivat Ihm zur Ehr!

Du, Knabe, komm' und hör' mich an,
Erzählen will ich Dir,
Was unterm alten Fritz gethan
Voll Muth und Ruhmbegier
Dies wackre Heer durch sieben Jahr —
Hoch fliege Preußens schwarzer Aar,
Hoch flieg' er für und für!

Soldatenlieder.

Von **Wilh. Bornemann.**

1838. 3 Bogen in 8. geheftet. Preis: $2\frac{1}{2}$ Sgr.
